Populäre

Mythologie,

oder

Götterlehre aller Völker.

Von

F. Nork.

ÖFFENTL. BIBLIOTHEK BAMBERG

In zehn Theilen,
mit einer Menge von Abbildungen.

Erster Theil.
Mit Tafel I. u. II.

Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher.“

Stuttgart, 1845.
Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
(Preis pro Theil 18 kr. oder 4½ ggr.)

Vorwort.

Die unzähligen Handbücher der Mythologie, welche seit der Erfindung Guttenbergs bis in das tausendste Glied sich vermehrten, haben sich sämmtlich damit beschäftigt, uns eine genaue Kenntniß von der Beschaffenheit und dem Alter der Schale beizubringen, in welche die Frucht eingehülst worden; man begnügte sich, die symmetrischen Formen und Kreislinien, die auslaufenden Aeste u. s. w. abzuzeichnen, aber zu ahnen, daß unter dieser Hülse auch ein Kern verborgen, war die Sache weniger Archäologen; der Versuch, sie zu sprengen, um plötzlich zum Resultat so vieler gelehrten Vermuthungen zu gelangen, wurde aus falscher Hypothesenschen ganz aufgegeben.

Wenn auch durch die Forschungen der heutigen Generation ein Dämmerstrahl in das Pantheon der Griechen und Römer einzudringen vermochte, d. h. wenn man endlich so gerecht wurde, in den Olympiern nicht bloß die Schöpfungen einer müßigen Dichterphantasie zu bewundern; und wo zu einer Legende die Deutung keinen Weg mehr auffindet, eine ab=

sichtlich sich verhüllende Priestergaukelei mit Voß zu supponiren, oder mit Böttiger in Allegorien eingekleidete Völkerbewegungen herauszuklügeln,* so konnte man sich doch nicht über

* Hier nur ein Pröbchen seines Raisonnements. Noch belustigendere sollen in der Einleitung zu diesem Werke folgen. In den Ideen zur Kunstmythologie S. 333 findet sich unter vielen ähnlichen Argumentationen folgende: „Sogleich der Stammbaum des Minotaurus führt uns auf diese Muthmaßung; Pasiphae, eine Sonnentochter durch Namen und Geschlecht, wird Mutter des stierköpfigen Halbmenschen durch einen göttlichen Stier, den Neptun aus den Fluten hervorgehen läßt, und welchen Minos seiner Schönheit wegen dem Zeus zu schlachten unterließ. Eine Sonnentochter heißt schwerlich etwas anders, als was wir eine Orientalin nennen würden. Und sollte der aus dem Wasser emporsteigende Stier in diesem Zusammenhang nicht auch bloß auf einen Stammbaum (sic!) deuten, der aus Phönizien über das Meer herkommt? Wie sauer ließen sich's die Griechen werden, um die auffallende Ungereimtheit in der fabelhaften Zusammensetzung dieses Ungeheuers gleich von seiner Erzeugung aus zu mildern! Sie ließen die schöne Pasiphae lieber eine Bestialität begehen und den Tausendkünstler Dädalus ihr durch eine der seltsamsten mechanischen Vorrichtungen dazu behülflich sein, bloß um die Entstehung einer solchen Mißgeburt einigermaßen begreiflich zu machen.“

Wie sauer ließ sich's doch der gefeierte Archäolog werden, um das Dunkel dieser Mythe in vollständige Nacht zu verwandeln. Pasiphae (die Allen Leuchtende) ist in demselben Sinne eine Tochter der Sonne, wie Artemis es von Zeus ist, denn

die Beschränktheit der Voreltern erheben, etwas Höheres als aufgeputzten Fetischismus zu erkennen, woran zum Theil auch die alten Schriftsteller selbst die Schuld tragen, da schon zu ihrer Zeit die der Buchstabenschrift vorhergehende Bildersprache, in welcher die Religionsurkunden abgefaßt waren, nicht mehr verstanden wurde.

Auch dieses Zugeständniß, daß die Hellenen ihren Zeus mit mehr Geschmack zu klei-

die Mondgöttin ist in der Genealogie abwechselnd Mutter, Gattin, Schwester und Tochter des Sonnengottes. Minos in Creta ist selbst der Minotaur, darum Pasiphae seine rechtmäßige Gemahlin, nämlich sie ist auch Europa (die weithin schauende), die Zeus, der Vater des Minos, als Stier nach Creta entführte: Im Frühling, wenn die Sonne ins Zeichen des „Stiers" tritt, befruchtet der Sonnengott die Mondgöttin, d. h. beide Gestirne treten zu einander in Conjunction, um das neue Jahr zu erzeugen. Dädalus (der Erfinderische) ist nur ein Prädicat des Hermes, welcher dem Aequinoctium vorsteht, daher er auf Abbildungen den „Widder" trägt. Darum ist er der Mondgöttin behülflich, zum „Stier" zu gelangen. Daß der Stier aus den Fluten hervorkam, folgt daher, weil alle alten Völker die Zeit als Stromgott personifizirten, daher Oceanus als Greis abgebildet, und Osiris für den Nil gehalten wurde. Auch der stierfüßige Bacchus der Böotier ward im Frühlinge aus dem Meer hervorgerufen. War aber des Meeres gedacht, so erlaubte sich die Sage den Zusatz: Neptun habe den Stier geschaffen.

den verständen als die Mexikaner ihren Vizlipuzli, hätte man verweigert, wenn nicht die Pietät gegen die Lehrmeister der gesammten europäischen Welt hier mindestens einen Schein von Billigkeit in der Beurtheilung zur Pflicht gemacht haben würde.

Daß die Mythologie lediglich Religionswissenschaft sei, welche die Poesie und Kunst in ihren Dienst genommen, glaubt Niemand, indem noch immer die Mehrzahl der Philologen irriger Weise den Satz umdreht, und die Mythologie aus dem Gehirne eines Homer und Phidias hervorgehen läßt. Wenn Jemand uns bereden wollte, Raphael hätte die Repräsentanten der Kirche auf die Idee einer Gottesgebärerin geleitet, und die Theologen hätten die Lehre von der Vergeltung nach dem Tode dem Pinsel Michael Angelo's zu verdanken, so würde man in dem Redner einen Bedlamiten erkennen, weil die Geschichte seine Behauptung widerlegt. Nur, weil zur Aufhellung längst entschwundener Epochen das historische Material fehlt, darum handeln wir gegen die Urzeit so ungerecht, obschon der Deutsche auf seinen wissenschaftlichen Kosmopolitismus sich ein Erkleckliches einbildet.

Ein anderes Hinderniß, die Mythologie als Theologie aufzufassen, besteht darin, daß der theologische Gehalt nicht in Schriftwerken

niedergelegt wurde, sondern als Mysterienlehre nur auf die Priesterkaste und einige wenige Eingeweihte beschränkt blieb. Als die alte Zeusreligion durch die aus Judäa ins Abendland gekommene neue spiritualistische Religion sich gefährdet merkte, wagte man es endlich, die disciplina arcani an das Tageslicht zu bringen. Jetzt aber wollte Niemand mehr an ihr Alterthum glauben, und man verdächtigte sie als Erfindung der gebildetern Zeit, denn die Männer der Vorwelt, so schloß man, haben gewiß nur in Höhlen gewohnt und Eicheln gespeist.

Das nannte man also neuplatonische Stützbalken der morschen Tempelmauern des Zeus. Wie aber die in den Grundzügen auffallende Uebereinstimmung der alexandrinischen Religionsphilosophie mit dem Inhalt der erst in unsern Tagen entdeckten Religionsurkunden der Inder und Perser und den theosophischen Schriften der Rabbinen — deren dogmatischem Inhalt auch andere Gründe eine vorapostolische Abfassungszeit zuzugestehen zwingen — wie eine solche Verabredung unter dogmatisch und geographisch weit von einander gesonderten Nationen denkbar sei? auf diese Frage zu antworten, hat kein Archäolog der Mühe werth geachtet. Und das nennt man wissenschaftliche Unparteilichkeit!

Wer hätte auch zu diesem Amte sich hergeben sollen? Die griechische Götterlehre aus der orientalischen, weil diese älter und spiritualistischer ist, zu studiren, findet der Philologe für überflüssig, weil die Hellenen ja selbst ihre Autochthonie, also auch die Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit ihres Cultus behaupteten — freilich mit derselben kritischen Unbefangenheit, wie die Bekenner des Mosaismus den ihrigen — nebstdem besorgte man, den ästhetischen Sinn durch ein aufmerksameres Betrachten der von Göthe verspotteten vielgliedrigen Götzen Indiens einzubüßen.

Auch verzichtete man, den spiritualistischen Faden, der aus den labyrinthischen Gewinden des asiatischen Götzentempels zur Quelle aller Religionsphilosophie führen konnte, aufzufinden, weil die Missionäre durch ihre in majorem Dei gloriam die Wahrheit entstellenden Berichte* dem größeren Publikum eben keine

* Um anstatt vieler Belege hier nur Einen zur Begründung des hier ausgesprochenen Vorwurfs anzuführen, verweise ich auf die Zeitschrift „Ausland" (1842 N. 56.), welche dem Asiatic-Journal Dec. 1841 nacherzählt, daß der Missionär Dr. Wilson von einem Parsipriester in einer zu Calcutta erschienenen Schrift — das Werk ist in englischer und in guzeratischer Sprache gedruckt — aufgefordert worden, die Stellen zu bezeichnen, die er, zur Herabsetzung der Parsireligion, angeblich aus heiligen Büchern der Parsi's angeführt hat, da sie nicht

Lust einflößen, sich mit der Dogmatik der asiatischen Nationen bekannt zu machen.

Aus dem Vorhergehenden wird ein unbefangener Leser leicht den Schluß ziehen, daß zur richtigern Würdigung der Mythologie eine größere Unabhängigkeit des Urtheils als bei dem Studium einer andern Wissenschaft erforderlich sei. Ist die Richtigkeit dieses Satzes zugestanden, so wird man mit dem Verfasser nicht rechten, daß er die gebahnte Heerstraße verläßt, um auf bisher unbetretenen Wegen zu suchen, was sich dort bis jetzt dem Blick zu entziehen strebte, des Bildes entschleiert: eine neue Theorie zur Behandlung der Götterlehre aufzustellen, und nach der Weise der Chemiker zu verfahren, welche die Stoffe, deren Wesen sie kennen lernen wollen, in ihre ursprünglichen Bestandtheile auflösen, und dann wieder zusammensetzen; also erst das dogmatische Element zu berücksichtigen, aus welchem allein das religiöse Leben der Alten verstanden werden kann, und dann zu den Sagenstoffen überzugehen; erst die symbolischen Objekte in der Natur selbst aufzusuchen, und dann auch den Personificationen nachzuforschen.

Bei dieser Methode werden sich auch die Heroenmassen der Griechen und Römer auf

einmal in ihren unkanonischen Büchern sich finden. Wilson hat nicht geantwortet!

ein Dutzend Götterphysiognomien reduziren lassen, und wenn der Raum gelichtet ist, auch die Urgeschichte der Völker unsern Blicken nicht mehr entzogen sein. Die Geschichtsfreunde werden dadurch zwar an Quantität des historischen Stoffes einbüßen, aber derselbe wird an Qualität vielleicht gewinnen.

Insofern dieses Buch nicht für das ausschließlich gelehrte Publikum geschrieben ist, sondern einen größern Leserkreis von Gebildeten aller Stände berücksichtigt, mußte der Verf. auf das wichtigste Beweismittel der explicirenden Mythologie, auf die — obschon von Vielen mißcreditirte — Etymologie verzichten, weßhalb der weiter Forschende zur genauern Prüfung der hier aufgestellten Ansichten auf des Verfassers „etymologisch-symbolisch-mythologisches Realwörterbuch" * verwiesen wird.

* Stuttgart, Cast, 1843 in 4 Bänden gr. 8.

Einleitung.

Fast auf allen Gebieten des menschlichen Wissens hat seit dem Beginne dieses Jahrhunderts der Forschungsgeist der Gelehrten die kühnsten, in der Regel stets fruchtbringenden Revolutionen zu Tage gefördert. Das Recht der fernern Existenz wurde Irrthümern verweigert, welche keinen andern Grund zu ihrer Schonung vorbringen konnten, als ihre Abstammung von verblichenen Autoritäten. Denn bei der allgemeinen Umwälzung im Reiche der Ideen wurde auch diese Gattung von Adelsbriefen vernichtet, und was der Kritik nicht Stand halten konnte, in den Strom der Vergessenheit gesenkt. Nur die Mythologie hat ihren alten Standpunkt noch immer nicht verlassen. Was vor einem Jahrhundert als echte Münze in der Republik der Gelehrten cursirte, hat noch jetzt Geltung und Werth behalten, entweder weil man zum Studium einer „Fabellehre" nicht jenen Aufwand von Forschungsgeist verwenden zu müssen glaubt, wie er bei der Prüfung vergilbter historischer Urkunden unerläßlich ist — denn im letztern Falle handelt es sich um weit wichtigere Interessen für das Heil der Menschheit als etwa bei der Frage, warum Plutus blind sei? Themis und Amor eine Binde um die Augen haben? — oder weil man, was die indische und scandinavische Göttergeschichte betrifft, sie nur für eine

tolle Ausgeburt der ungeregelten Phantasie roher Naturvölker hielt; die biblische, als eine vom heil. Geist dictirte, vor dem Secirmesser der Kritik dadurch in Sicherheit zu bringen wußte, daß man sie als „Geschichte" auffaßte; endlich die griechische und römische Götterlehre den Philologen und Aesthetikern überließ, in welchen Händen man sie am besten aufgehoben glaubte, denn die Erstern konnten sich ja bei den alten Schriftstellern selbst in schwierigen Fällen Raths erholen, und den Letztern kömmt es zu, für die Gebilde der alten Kunst stets den ästhetischen Maßstab bei der Hand zu haben. An einen religiösen Grund, welcher den Bildner der Serapisstatue im Tempel zu Alexandrien bestimmt haben mochte, ihr eine solche Stellung zu geben, daß sie mit beiden Armen an die Wände des Tempels anstreifen mußte! („ut dextra unum parietem alterum laeva perstringeret", Ruffin. H. E. II., 23.), nämlich um dadurch anzudeuten, daß die Gottheit das Universum ausfülle, daran wollte, wie gesagt, Niemand denken, der sich überzeugt fühlte, daß das Licht der Offenbarung den Hellenen eben so wenig leuchtete als den Anbetern des Vizlipuzli in Amerika. Sind sie doch allesammt blinde Heiden! bei welcher Betrachtung ein Christ stets dem Schöpfer aller Menschen, wie jener Pharisäer zu danken sich gestimmt fühlt, daß er besser sei als andere Geschöpfe. Zwar hat ein vielgepriesener Denker in der Periode seiner jugendlichen Wirksamkeit, der ganzen Deutsch verstehenden Christenheit zu sagen den Muth gehabt: „Mythologie ist nicht Dichtung oder Philosophem, enthält nicht Wahrheiten, sondern ist Wahrheit, sie ist das bei der Völkerbildung zersplitterte und immer größerer Verdunkelung anheimfallende Bewußtsein eines frühesten Monotheismus." Aber bis jetzt ist diese Mahnung von allen Parteien — Schul-

männern sowohl als Aesthetischen — unbeachtet geblieben. Ob mit Recht? mag der geneigte Leser sich selbst beantworten, sobald er die nachstehenden Zeilen seiner Aufmerksamkeit werth zu halten sich geneigt zeigen würde. Beschränken wir uns hier nur auf die Beantwortung der vorhin angeregten Materien.

„Plutus" — deutelt man noch immer — „sei blind, weil der Reichthum seine Begünstigten oft sehr unpassend wähle; Themis habe eine Augenbinde, weil vor ihr kein Ansehen der Person gelte; und Amor könne einer solchen gleichfalls nicht entbehren, weil die Liebe ebenso wie das Glück bei der Wahl ihrer Günstlinge sehr launenhaft verfahre." Auf den ersten Anschein hin ist Jeder geneigt, diese Erklärungsversuche überzeugend zu finden. Berücksichtigt man aber, daß die Mythen der Alten nicht immer Anspielungen auf das bürgerliche und sittliche Leben, sondern in den meisten Fällen nur religiöse Wahrheiten enthalten, so wird man auch einen ganz andern Standpunkt für die Behandlung dieser Wissenschaft wählen müssen. Was die Blindheit des Plutus anbelangt, so weiß man aus dem Aristophanes und Lucian, daß er von Pluto * nicht verschieden war. Beide haben überdies ihren Aufenthalt unter der Erde, wo kein Licht hindringt; Beide geben in ihrem Namen schon zu verstehen, daß ihr Reich die Finsterniß ist. ** Die Metalle sind unter der Erde gleich wie die Todten. Der Mammon führt zur Hölle. Diese Wahrheit, welche nicht bloß den christlichen Mönchen, sondern auch den Bewohnern der buddhistischen Klöster und den frommen Büßern am Ganges das Gelübde der Armuth abfordert, — diese Wahrheit hat auch die indische Götterlehre

* Dieser König des Todtenreichs wurde von den Römern auch **Dis**, **Ditis** genannt, also: der Reiche (**Dives**, **divitis**).

** S. d. Etym. symb. Rwtb. u. d. Art. Plutus.

angedeutet, welche den von koboldartigen Nachtgeistern umgebenen, in unterirdischen Klüften hausenden, Schatzgott Kuvera* als Bruder des Todtenrichters Yama bezeichnet. Auch Mercur oder Hermes, welchem Pluto den unsichtbar machenden Helm zum Geschenk machte, derselbe Hermes, welcher die Seelen der Abgeschiedenen in die Unterwelt führt, auch er ist der Gott des Reichthums, daher die Kaufleute seinen Beistand anriefen. Jeder unerwartete Fund oder Gewinn, glaubte man, komme von ihm. Wenn er auch nicht blind ist wie Plutus, so besitzt er doch wie Pluto den unsichtbar machenden Helm, also alle Drei sind Personificationen einer und derselben Idee, nämlich: das Metall ist ein Geschenk der unterirdischen Götter. Saturnus, welcher von Jupiter nach Besiegung der Titanen mit diesen in das Schattenreich gebannt wurde, soll die Münze erfunden haben. In seinem Tempel zu Rom befand sich das Aerarium. Wer aber war der Zeitgott mit der Sichel sonst als der Tod mit der Sense, die alles Lebende dahinrafft? Wir wissen nun, warum die Alten ihren Todten eine Münze mitgaben, welches noch heutzutage in Athen und Sardinien Brauch ist. Man könnte zwar mir entgegen halten, die Sichel gehöre auch der Ceres, und beziehe sich auf das Mähen des Getreides. Allein auch der „goldene Halm der Demeter" ist ein Schatz. Nach dieser Göttin wurden auch die Todten (δημητριοι) benannt, weil man schon vor Paulus den der Erde anvertrauten Todten als ein Saatkorn betrachtete, das zu neuem Leben auferstehen sollte. In diesem Sinne ist die Jaso eine Schwester der Hygiea ** und Plutus gleichwie der „behelmte" Corythus (s. d. Rwtb. u. d. Art) ein

* Vgl. d. Rwtb. u. d. Art.
** Aristoph. Plut. 701.

Sohn des Jasion von der Ceres. Beide hatte er mit der Erdgöttin auf einem zur Saat bereiteten Acker erzeugt. Jasion als Bruder der Hermione ist Hermes selbst, von dem die Mythen abwechselnd berichten, daß er Schatzhäuser und Getreidekammern erbaute. Jasion ist ferner seinem Namen zufolge: der Arzt,* also ein Todtenerwecker wie Aesculap, darum Hygiea die Schwester der Jaso. Denn Ceres bewirkt ja, daß das in der Erde verweste Fruchtkorn als Halm aus dem Boden hervorschieße. Ceres ist das bekannte, dem Monat September entsprechende, Sternbild die „Jungfrau" mit der Aehre. Aber im folgenden Monat, wo die Herbstgleiche eintritt, hält sie eine Waage in der Hand. Man hat diese auf die Tag- und Nachtgleiche beziehen wollen, welcher Schluß nur dann richtig wäre, wenn dieses Bild auch in der Frühlingsgleiche vorkäme. Dann heißt Demeter: die Richterin (Dice, Nemesis, Themis). Sie schlichtet aber nicht irdische Streitigkeiten, wie etwa die römische Justitia, sondern — weil um die Herbstgleiche die Vegetation abstirbt, der Tod die große Lese hält — richtet jetzt sie die Todten, denn sie ist nun Proserpine, Pluto's Gemahlin; auf ihrer Waage werden die guten und bösen Handlungen, welche der Todte im vergangenen Leben übte, gewogen. Im Schattenreich ist es dunkel, also darum hat Themis die Binde um die Augen, wie Pluto den Kopf in den unsichtbar machenden Helm steckte. Die Aussprüche der Themis betreffen nicht das Mein und Dein, wie in weltlichen Gerichtshöfen, sondern entscheiden, ob die Seele nun zur ewigen Ruhe eingehen oder zur Abbüßung ihrer Sünden zu neuen Wanderungen bestimmt sei (vgl. Pind. Ol. 2, 123). d. h. wiedergeboren werden solle? Darum fiel jenes Fest zu Eleusis, in welchem Demeter als Gesetzgeberin (θεσμοφορος) und als

* S. d. Rwtb. u. Jason.

Vorsteherin des Ehesegens angerufen wurde, in die Herbstgleiche. Was endlich die Augenbinde des Amor anbetrifft, so wollte man damit andeuten, daß die Sinnenlust den Geist umnachte, wie schon Homer in seiner Beschreibung des Venusgürtels klagte, daß das Lächeln der Schönen selbst den Weisen bethöre.

Daß die indische, nicht minder die celtische und germanisch-scandinavische Mythologie unter der Schale des sinnlichen Naturdienstes einen geistigen Kern bergen; daß die erstere in ihren Dogmen von Schöpfung einer Geisterwelt, Abfall der Seelen von Gott, und deren Verkörperung auf Erden als Mittel zur Wiedererringung ihrer Seligkeit durch Kampf gegen den Versucher 2c., den Unbefangenen mit Ehrfurcht erfüllen müsse, liegt am Tage. Den innern Zusammenhang der andern Religionssysteme des sogenannten Heidenthums mit der brahmanischen Theologie nachzuweisen wird eine Hauptaufgabe im Verfolge dieses Werkes sein, in welchem vor allem andern der Beweis geführt werden soll, daß der Monotheismus in den Cultformen Griechenlands und Roms, ja auch des übrigen Europa durchschimmere, obgleich in der Folgezeit die mißverstandenen Prädicate und Attribute der Gottheit diese in zahllose kleinere Götter verschiedenen Geschlechts und Alters zersplittert haben. Aber die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, Vergeltung ihrer Thaten nach der Trennung vom Leibe u. s. w. die allen jenen Religionssystemen zu Grunde liegt, lassen auf die ursprüngliche reinere Abkunft derselben schließen, die erst spät die Tempel in Schlachtstätten verwandelten, und durch Werkheiligkeit das ethische Element in der heidnischen Theologie verdunkelten.

In Anbetracht der biblischen „Geschichte" fragt sich, ob man dem oder den Verfassern des Pentateuchs 2c. einen Gefallen gethan, als man die darin

vorkommenden Erzählungen — ganz gegen die Warnung des Kirchenlehrers Origenes u. A. — wörtlich verstehen zu müssen glaubte? Ob man die Ehrfurcht gegen die h. Schrift nicht deutlicher bewiesen hätte, wenn man die Blutschande Lots mit seinen Töchtern, und Esau's Verkauf seines Erstgeburtsrechts um ein Linsengericht anstatt historisch oder gar mit de Wette als „juridische Mythen" aufzufassen, erstere mit der gleichen Verfahrungsweise des berauschten Nycteus * gegen seine Tochter Nyctimene parallelisirte? die Linsen als brahmanisch-ägyptisch-pythagoräische Symbole der Sinnlichkeit deutete? endlich die Hinterlist, mit welcher Jakob sich Labans Heerden aneignete, mit der ähnlichen, wie Hermes die Sonnenrinder des Helios gewinnt, nicht nur vertheidigte, sondern auch zu erklären bedacht wäre? Es zeugt in der That von nicht geringer Geistesbeschränktheit, anzunehmen, daß ein Volk die Schandthaten der Götter, die es verehrte, oder der vorzüglichsten Lieblinge der Gottheit mit so großer Behaglichkeit selbst erzählt oder gar in der allgemeinen Verehrung anempfohlenen Schriften für die kommenden Geschlechter aufgezeichnet haben sollte!

Was die Götterhistorien der Hellenen anbelangt, so ist es bekannt genug, daß die Dichter selbst ihren Witz an ihnen übten. Daran ist aber der unselige Euhemerismus Schuld, von welchem wir bald ausführlicher zu sprechen Gelegenheit erhalten werden. Er hat schon bei den Alten dem frivolen Anacreon und den Spöttern Aristophanes und Lucian Waffen gegen die Priester in die Hand gegeben; er auch hat in England einen Thomas Payne, in Frankreich Voltaire und Parny, in Deutschland die rationalistische Exegese ins Leben gerufen.

* Schon dieser Name ist nur die griechische Uebersetzung des hebräischen Lot.

Die Philologie, welche stets der Theologie die Schleppe nachtrug, glaubte dieser einen Gefallen zu erweisen, wenn sie ihr in dem Verspotten heidnischer Religionsgebräuche fleißig Gesellschaft leistete. Ihr Gewissen fühlte sich dabei ganz ruhig, da ja die Heiden selbst ihre Religion nicht höher achteten, Plinius über die Abhängigkeit der römischen Staatsmaschine vom Appetit der heiligen Hühner seine Glossen machte. Wie aber, wenn er selbst die ursprünglichen Motive der Cultgebräuche seines Vaterlandes eben so wenig mehr gekannt haben sollte, als unsere Bibelhermeneuten den Geist jener Zeit, unter dessen Einfluß der Pentateuch entstanden ist? Man erinnere sich, daß Mars die Hauptgottheit der kriegerischen Römer war. Der kampflustige Hahn (ἀλεκτρυων) wurde darum sein unzertrennlicher Begleiter; die Verwandlung des Alectryon in einen Hahn, von der Ovid berichtet, ist eine Fabel, welche erst erfunden wurde, als man den Grund der Vorliebe des Gottes für dieses Thier, (nämlich weil er sein eigenes Wesen bezeichnet) nicht mehr wußte. In dem Lieblingsthier einer Gottheit dachte man sich diese selber incarnirt. Das Thun oder Lassen der heiligen Hühner sollte die Stimmung des Gottes selbst errathen helfen. Diese Hühner wurden darum mit in den Krieg genommen, weil man in ihnen die Gottheit selber um Rath fragte. Wenn Cicero meinte, kein Augur könne den Andern ansehen ohne zu lachen, so ersehen wir daraus, daß zu seiner Zeit, wie in der unsern, mit der Religion bereits Mißbrauch getrieben wurde. In der alten Etruskerzeit aber fürchtete man noch die Götter, damals ahnte man ihre Gegenwart in der ganzen Natur, alles Lebende galt als eine besondere Manifestation des Unsterblichen. Die frühesten Priester hatten bei der Eingeweideschau wohl nicht gelacht, denn sie schlossen aus dem

fehlerhaften Organismus des zur Erforschung der göttlichen Beistimmung oder Abmahnung — Behufs einer für ein Individuum oder für den ganzen Staat folgenreichen Unternehmung — geschlachteten Opferthiers nicht etwa: der Schöpfer habe dieses Thier absichtlich so beschaffen, damit es dem einstigen Rathfragenden als Warnungszeichen diene; sondern daß die Wahl des Opferers eben auf jenes Thier gefallen, oder daß eben eine solche Stunde, jene Hühner zu befragen, gewählt worden, in welcher sie keine besondere Eßlust zeigten; dies deutete man als ungünstiges Vorzeichen bei einem Volke, wo der Glaube an die Allgewalt des Schicksals, an Vorherbestimmung, an gute und böse Tage, Stunden rc. herrschend war. Böttiger, dieser Antiquarius von europäischem Rufe, hat in seinen „Ideen zur Kunstmythologie" (I. S. 97) die Frage: warum eben Hühner das Staatsorakel abgeben mußten? freilich auf andere Weise gelöst, nämlich damit, daß er sagte: „weil dem vom Pflug abgerufenen Consul und Dictator der Hühnerhof am nächsten lag." Wenn aber aus solchem Bescheid der Wißbegierige nichts weiter erfährt, als daß antiquarische Gelehrsamkeit allein noch nicht ausreiche, um in den Geist des Alterthums einen tiefern Blick thun zu können, so darf man zu seiner Vertheidigung hier eine Stelle aus dem Cicero anführen, als Beweis, daß selbst den Alten das eigentliche Wesen ihrer eigenen Religion schon fremd geworden war. Dieser gelehrte Römer leitet in seinem Tractat „Von der Natur der Götter" (I, 36) die Verehrung der Thiere bei den Aegyptern aus dem Nützlichkeitsprincip her!! * Ist einem doch dabei zu Muthe, als ob man den seligen Michaelis das mosaische Verbot des Schweinefleischessens erklären

* Aegyptii nullam belluam, nisi ob aliquam utilitatem quam ex ea caperent, consecrarunt.

hörte! * Hätte man Cicero gefragt: warum, wenn seine Deutung die richtige sei, der Käfer und die Spitzmaus in Aegypten dennoch geachteter als der dem bösen Typhon geweihte, obschon nützlichere Esel war? so wäre er um eine Antwort wohl in Verlegenheit gewesen. Wir führen von hundert Beispielen aus ähnlichen Deuteleien der alten Schriftsteller nur dieses vorläufig an, als Beweises, wie verkehrt unsere Alterthumsforscher handeln, wenn sie wähnen, die Alten müßten über ihre eigene oder eine verwandte Religion doch ungleich bessern Bescheid geben können, als die Neuern; sich also nicht der eigenen Sehkraft bedienen, sondern die sehr getrübte Brille eines Plutarch, Plato u. a. zur Hand nehmen.

Dieses blinde Vorurtheil zu Gunsten der alten Autoren hat nicht allein den Fortschritt der mythologischen Studien gehemmt; es kamen auch noch andere störende Einflüsse dazu, nämlich, daß man nicht im geringsten an der Sachkenntniß und Wahrheitsliebe der Kirchenväter zweifelte, wenn sie über die Religion des Volkes, unter welchem sie lebten, uns Mittheilungen machen. Ihrer Sachkenntniß darf man schon aus dem Grunde nicht sehr vertrauen, weil wir eben gesehen, wie unzuverlässig selbst die heidnischen Schriftsteller in diesem Betracht erscheinen. Bei den Patristikern kam noch das kirchliche Interesse dazu, zur Förderung und

* Er setzt die Ursache in medizinische Erfahrungen, Mose habe nämlich als weiser Gesetzgeber auch die Gesundheitspolizei in seinen Wirkungskreis gezogen. Dabei dachte er freilich nicht, daß auch viele andern Thiere, deren Fleisch nicht die geringste Schädlichkeit auf den Körper des Menschen äußere, gleichfalls in den Katalog der verbotenen Speisen mit aufgenommen sind. Auch muß es befremden, daß der Gesetzgeber bei manchem Thiere nur die gespaltene Klaue, oder weil es nicht wiederkäue, als Grund für seine Verabscheuung aufführt. Der eigentliche Grund liegt tiefer, und in einem der folgenden Kapitel werden wir auch auf diese Materie zurückkommen.

Ausbreitung der christlichen Religion unter den Heiden alle Mittel, gleichviel welche, des löblichen Zweckes halber in Anwendung zu bringen. Daß der Geist der Lüge und Verleumdung die meisten dieser frommen Väter beseelte, wenn es galt, die neue Kirche auf Kosten der alten Landesreligion zu heben, und die einflußreichsten Personen des Staates als Proselyten zu gewinnen,* davon werden wir in dem Capitel über die „Mysterien“ eine reiche Lese von Beispielen vorbringen. Hier genüge es an einer Probe. So suchte der von Luther unter allen Vätern zumeist gepriesene Kirchenlehrer Augustinus in seinem Tractat von der „Stadt Gottes“ (VIII, 5) seine Behauptung: die Götter der Heiden seien nur vergötterte Menschen gewesen, damit zu stützen, daß er sich auf einen Brief des ägyptischen Hohepriesters Leo (?) an Alexander den Großen beruft, worin dieser ein solches Geständniß dem König gemacht haben soll! Unwahrscheinlich ist es eben nicht, daß ein Priester der Eitelkeit eines mächtigen Eroberers Nahrung reiche, zumal von Alexander bekannt ist, daß er sich für den Sohn des Zeus ausgab, ungeachtet Jedermann seine irdische Herkunft wußte. Ihm mochte daher besonders wichtig sein, das durch den damals schon grassirenden Euhemerismus für solche scurrile Behauptungen vorbereitete Volk in solchem Unsinn zu bestärken.

Mancher meiner Leser wird vielleicht über die Bezeichnung „Euhemerismus“ Aufklärung wünschen,

* Dieses Verfahren wird noch jetzt von den Missionaren in ihren entstellenden Berichten über die Religionen Asiens angewendet. Der Engländer Ward hat in dieser Beziehung die meisten Sünden verübt, und man muß es an den katholischen Heidenbekehrern, wie z. B. dem Fra Bartholomeo Paulino, La Croze u. a. m. rühmend anerkennen, daß sie im Eifer ihres Amtes der Wahrheit nicht so sehr aus dem Wege gingen als die Missionäre der protestantischen Confessionen.

da die Fremdwörterbücher ihn hier verlassen. Darum ist eine kleine Abschweifung vom Ziele, um den gewünschten Aufschluß dieses Wortes ertheilen zu können, hier wohl verzeihlich. Euhemerismus also benennt man das System: Mythen durch bloße geschichtliche Thatsachen zu erklären und aus den Göttern selbst bloße Feldherren, Könige, Gesetzgeber u. s. w. heraus zu demonstriren. In dieser zweideutigen Kunst übten sich schon Charax aus Lampsacus, Heraclit — unter dessen Namen aus einer vaticanischen Handschrift Leo Allatius eine kleine Schrift: „Erklärung unglaublicher Fabeln" zuerst herausgegeben hat — und Paläphat, dessen Schrift „von den unglaublichen Dingen" am meisten bekannt worden. Niemand aber hat diese Narrheit mit einem größern Aufgebot von Belesenheit und Scharfsinn aufgeputzt als der Sicilianer Euhemerus (aus Messina in Sicilien). Sein Werk „das Tempelarchiv" (ἱερα ἀναγραφή) betitelt, begann mit der Titanendynastie unter Kronos — den sein Sohn Zeus, als er eben ein Jahr alt war, entmannte und entthronte!!! — und zeigte dann, wie sein Nachfolger in Creta sich alle Völker unterthänig machte, sie durch Ackerbau entwilderte — was man sich unter Göttern, welche man als Erfinder des Ackerbau's pries, eigentlich zu denken habe? wird in einem der spätern Capitel erörtert werden — und nach einer mehrmaligen Reise um den Erdkreis * mit seinen Kureten sich einen Priesterstaat im Osten auf der Insel Panchäa ** stiftete, und endlich zu Cnossus auf Creta begraben wurde. (Was man unter den Gräbern der Götter und Heroen zu verstehen habe? wird gleichfalls in einem der folgenden Abschnitte

* „Terram quinquies circuivit", Lactant. I, 11.
** Soll wohl heißen Παγγαια d. i. der ganze Erdkreis.

dieses Werkes zur Sprache kommen.) In einem andern Capitel scheint Euhemerus die Thaten (!) des Apollo (Sonne) und der Diana (Mond) genau erzählt zu haben.* Dem thebanischen Bacchus war das dritte Buch gewidmet, aus welchem Athenäus (XIV, 77) die auffallende Stelle citirt, nach welcher Cadmus,** der Großvater des böotischen Bacchus, ein Oberküchenmeister (!) des sidonischen Königs mit der Hermione,*** einer Flötenspielerin, sich aus Sidon nach Böotien flüchtete!!

Euhemerus spielte also zu seiner Zeit dieselbe possierliche Rolle, welche die Rationalisten unter den christlichen Theologen sich erwählt haben. Indem sie es nicht wagen, den Inhalt eines Buchs, das die Religion durch göttliche Eingebung entstanden dem Volke bezeichnete, der Unwahrheit zu zeihen, gleichwohl dem Glauben an übernatürliche Begebenheiten sich nicht hingeben, bahnten sie sich den seltsamen Ausweg, die Verf. der heiligen Bücher der Wundersucht und Uebertreibung in ihren allerdings historischen Relationen anzuklagen. Daß Euhemerus auch ähnliche Gegner, wie seine christlichen Geistesverwandten erweckte, versteht sich von selbst. Das Amt unserer Zionswächter hatte damals Plutarch übernommen, welcher in seinem Tractat „Isis und Osiris" (c. 23) dem Euhemerus die Vermenschlichung des Göttlichen (ἐξανθρωπίζειν τά θεῖα) als Todsünde anrechnete. Auch Callimach eiferte in seinen Choliamben † gegen den Mann, wel-

* Μετ᾽ αὐτάς sagt Diodor (V, 46) nämlich nach den Thaten des Zeus selbst, αἱ Ἀρτέμιδος καὶ Ἀπόλλωνος πράξεις.

** So hieß der Gott Hermes oder Mercur in Theben.

*** Diese war eigentlich der weibliche Hermes, nämlich Aphrodite seine Geliebte, Beide vereint: Herm-Aphroditus.

† Plut. de placit. philos. I, 7.

cher die Dreistigkeit habe, solche „gottlose Bücher zu componiren.“ (ἄδικα βίβλια ψηχει). Schon Plato hatte die buchstäbliche Auffassung der homerischen Mythologie für Gottlosigkeit (ἀσέβεια) erklärt, und sie aus seinem idealischen Staat verbannt wissen wollen. Nichtsdestoweniger fand auch Euhemerus Nachahmer; der bekannteste unter ihnen war der Geschichtschreiber Diodor, dem sogar Osiris — ungeachtet er schon im Mutterleibe mit seiner Zwillingsschwester Isis den Arueris zeugte, und nach seinem Tode den Harpokrates — nur als ein vergötterter König galt. Daß das oberwähnte Panchäa nur auf der Karte von Utopien zu finden sei, hatten schon Polybius und Eratosthenes herausgemerkt, und Ersterer den Euhemerus einen Mährchenerzähler genannt (Polyb. 33, 12. 10.), Eratosthenes ihn einen Lügner gescholten (Strab. II. 104). Demungeachtet wurde von Fourmont in den Memoires de l'Acad. des Insc. t. XV. p. 285 sq.) des Euhemerus geographische Glaubwürdigkeit zu retten gesucht.

Wenn man erwägt, daß die Periode des Euhemerus an jene Alexanders des Großen streift, welcher, obgleich Jedermann seinen irdischen Vater kannte, dennoch sich als Sohn des Zeus verehrt wissen wollte, und von Apelles deßhalb sich mit dem Blitz in der Hand malen ließ; wenn man ferner erwägt, daß der macedonische Welteroberer einem so hochmüthigen Gedanken nur darum Nahrung geben konnte, weil seine in Indien gemachte Bekanntschaft mit buddhistischen Völkern, deren wesentlichstes Dogma: die Incarnation der Gottheit, d. h. deren zeitweise Besitznahme eines menschlichen Körpers, — eine Lehre, deren Urheber gewiß nicht ahnte, daß der Hochmuth einst ihre Reinheit trüben werde, indem dieses Dogma doch nur andeuten wollte, daß der Mensch durch frommen Wandel und

Verachtung des Irdischen noch bei Leibes Leben in die Gottheit aufgehen könne — die geknechteten Nationen gleichsam zur Vergötterung ihrer Herrscher schon vorbereitet fand; wenn man endlich hinzudenkt, daß schon Herodot und sogar die homerische Dichterschule durch wörtliche Auffassung mythischer Begebenheiten dem Euhemerismus Vorschub leisteten, so kann man sich leicht erklären, wie ein solcher mit Händen greifbarer Unsinn dennoch von so Wenigen bemerkt, und einer schnellen Ausbreitung sich erfreuen mochte.

Wie und durch welche begünstigende Umstände bei den verschiedensten Völkern die Vergötterung menschlicher Wesen um sich greifen konnte? soll zugleich mit der Frage: wie es möglich gewesen, daß der Verstand die Vermenschlichung der Gottheit zu allen Zeiten zulässig finden mochte? in dem Capitel über den Monotheismus die Erledigung finden. Jetzt kann es uns nur darum zu thun sein, die mannigfachen Verirrungen zu beleuchten, welche die Systemsucht seit den Zeiten der Alexandrinischen Schule bis in die Gegenwart herauf im Gebiete der mythologischen Wissenschaft ins Leben rief, und jetzt noch in unermüdeter Zeugung begriffen scheint.

Physiker, Philosophen und Historiker hatten schon, als noch das ewige Feuer auf den Altären der Götter brannte, an der Untergrabung der Grundvesten ihrer Tempel thätigen Antheil genommen; noch mehr der Fanatismus der damals erstehenden christlichen Gemeinde.*

* So darf man den h. Augustin wohl einer frommen Lüge beschuldigen, wenn er den Römer Varro die Gestalt des Götterkindes Harpokrates wie folgt erklären läßt: „Der Gott hat den Finger auf den Mund gelegt, um damit anzudeuten: Man solle es verschweigen, daß die Götter Menschen gewesen!“ (C. D. 18, 5) Näher kam Plutarch der Wahrheit, welcher in Harpokrates den „Verbesserer der unvollkommenen Meinung, welche die Men-

An den Physikern hatte schon Plutarch gerügt, daß sie durch ihre Erklärungsmethode die Religion herabwürdigen. Er sagt: „So wie wir zu sprechen pflegen, daß einer den Plato kaufe, wenn er dessen Schriften kauft, und den Menander aufführe, wenn er dessen Lustspiele aufführt, eben so trugen die Priester kein Bedenken, die Geschenke und Wirkungen der Götter, die sie wegen ihres Nutzens hochschätzten, mit dem Namen der Götter selbst zu belegen. Dies verstanden nur die Nachkommen auf eine so dumme Weise, daß sie die mancherlei Veränderungen der Früchte auf die Götter selbst bezogen, und nicht allein die Erscheinung und das Verschwinden der Erdfrüchte Ursprung und Sterben der Götter nannten, sondern auch in vollem Ernst dafür hielten, und sich also den Kopf mit unsinnigen und gottlosen Meinungen anfüllten.“ In der That wird noch jetzt von dem großen Haufen Bacchus nur für eine Personification des Weines und darum auch für einen Trunkenbold, * Ceres für das Brod, ** Venus für die Sinnenlust *** gehalten.

schen von den Göttern haben, erkannte;“ nämlich in den Mysterien, deren Erklärer das strengste, durch einen furchtbaren Eid abgeforderte Stillschweigen von den Eingeweihten heischte, wurde über das eigentliche Wesen der Götter und die Bedeutung der Cultgebräuche von dem Mystagogen Aufschluß gegeben.

* Der Becher des Dionysus, aus welchem die zur Materie strebenden Seelen einen Rausch trinken, ist das weibliche Becken, der Rausch, der Sinnenrausch, das Vergessen der himmlischen Heimath. Beim Tode des Leibes trinkt die freigewordene Seele aus einem andern Becher des Dionysus die Erinnerung an ihre Abkunft vom Lichte. Und Bacchus heißt darum **Liber pater**, weil er der Seelen **Vater**, aber als Naturgott führt er in und aus dem Leben. Wäre er nur ein trunkener Silen, würde er nicht für den Lehrer der Mysterien gehalten worden sein, deren Kenntniß das ewige Leben erwerben sollte.

** Das Fest: Thesmophorien, das der Ceres zu Athen im Herbste gefeiert wurde, gibt sie auch als Gesetzgeberin, als Spenderin geistlicher Wohlfahrt zu erkennen. Die vorhergehenden strengen Fasten, Ablutionen (Taufe) und Kasteiungen, lassen errathen, daß Ceres noch mehr als eine bloße Aehrenleserin gewesen sei.

*** Wäre Aphrodite nur Liebesgöttin, so würde sie nicht auch

Nicht anders verfahren die Philosophen, welche in der Minerva nur die incarnirte Vernunft * erkennen; in den beiden weiblichen Gestalten, welche dem Hercules am Scheidewege die Wahl erschweren, Tugend und Laster u. dgl. m. Nicht doch! Geist und Materie, oder noch richtiger, die Licht- und Nachthälfte des Jahres sind gemeint. Zwischen ihnen steht der Held der 12 (Zodiacal-) Arbeiten, Hercules der Sonnengott (Herod. II, 43) in der Mitte als personifizirter Begriff der zeugenden, mit den zerstörungssüchtigen Naturkräften ringenden, Sonne. Die Sinnlichkeit nahm das Alterthum synonym mit Finsterniß. Darum ließ dieser Mythus eine geistliche sowohl als physische Deutung zu. Dasselbe gilt von der Prometheusfabel, die so oft mit der Faustsage parallelisirt worden ist. Da dachte man gleich an einen Beförderer der Aufklärung und einen Zeus, welcher nach Art mancher Erdenkönige die Menschen in der Dummheit erhalten will, deßhalb den Lichtfreund wie einen Demagogen mit Gefängnißstrafe belegte. Den gefräßigen Geier hielt man für die nagende Reue, ungeachtet Prometheus noch in seinem Unglück ungebändigten Sinnes verharrt. Die Pandora, die sein Unglück bereitete, galt für eine Satire auf das weibliche Geschlecht u. s. w. Daß in dieser Fabel die Lehre vom Fall der Geister durch die Sinnenlust enthal-

Parze (als Urania) und Leichenfrau (Libitina) sein, nicht auch bald mit dem Spinnrocken (κωλιας), bald bewaffnet (Venus victrix, militaris) abgebildet sein.

* Pallas hat nicht darum die Eule auf ihrem Helm, um auf die Nachtwachen der Gelehrten anzuspielen, sondern weil dieser Vogel, wie der Mond, nur Nachts thätig ist. Und weil der Mond auf die Geburten influiren soll, so ist Athene auch Weberin, aber in dem Sinne wie „die gute Spinnerin" (εὔλινος) Ilithyia und Artemis „mit der goldenen Spindel" (Iliad. 16, 184), denn Diana leistete ihrer Mutter Hebammendienste.

ten sei, das Streben, Gott gleich sein zu wollen, d. h. wie er Schöpfer (Menschenerzeuger) zu werden, der Sünde Ursprung war, daran dachten die Wenigsten; eben so wenig, daß Pandora's Büchse der Mutterschooß sei, aus welchem mit dem irdischen Dasein alle zeitlichen Uebel ausgingen, und nur die Hoffnung zurückblieb, daß der Tod durch die Fortdauer der Generationen in seinem Wirken begränzt bleiben werde. Das ist die geistliche Seite des Mythus, aber älter ist die physische. Prometheus ist nämlich Lucifer — erst in seinem Vater Hephästus oder in seinem unklugen Bruder Epimetheus der aus dem Himmel gestürzte, das war aber einst auch Apollo als er Admets Heerden hütete — Prometheus stiehlt das Licht, weil er (als Sonnengott) den Irdischen leuchten will, er ist nicht Heros in dem Sinn unserer Philologen, sondern G o t t (Sophocl. Oed Colon. 54), und die ihm zu Ehren in Athen gehaltenen Fackelläufe sind ein n o c h stärkerer Beweis dafür. Des Prometheus Anschmiedung an den Kaukasusfelsen ist von der Fesselung des Saturnus im Orcus nicht verschieden — auf die Einerleiheit der Strafe deutet das von Aeschylus Prom. 1050 gebrauchte Wort: Tartarus — und mag wohl auf die gehemmte Wirksamkeit der Wintersonne sich beziehen, gleichwie die immer wieder wachsende Leber das Gegenstück zu dem allnächtlich aufgetrennten Gewebe der Penelope, der Wechsel von Tag und Nacht, Entstehen und Vergehen. Endlich ist zu beachten, daß Pandora, das Werk des Hephästus, eigentlich von seinem Sohn Prometheus gebildet worden ist (Menander ap. Lucian. Amor. 43). Wie sollte er nun — da er überdieß selbst sie zur Gemahlin nahm — den Epimetheus vor ihr gewarnt haben? Daraus ist auf das jüngere Alter der ethischen Deutung der Pandorafabel zu schließen, die erst den Epimetheus ins Leben

rief, um als Folie dem klugen Prometheus zu dienen. Wäre Prometheus nicht ursprünglich als Sonnenjahr gedeutet worden, so hätte ihn Servius (ad Virg. Eclog. 6, 42) nicht die Astrologie erfinden lassen. In diesem Sinne war bei den Aegyptern Hermes ihr Erfinder, Atlas bei den Griechen; in diesem Sinn führte Hercules das Prädicat: Astrolog.

In die gröbsten Irrthümer waren aber die historisirenden Mythenerklärer verfallen. Da den Laien die eigentliche Bedeutung der Göttergeschichten vorenthalten ward, nur die in die Mysterien Eingeweihten die Wahrheit schauen sollten, die davon Epopten und Illuminaten (Erleuchtete) genannt wurden, so galt der Menge die Schale für den Kern selbst. Und sie weiß demjenigen, der ihr einen bessern Dienst leisten will, eben so schlechten Dank, als das Kind, dem man sagen wollte: die Fabel, an welcher seine Phantasie so lange Zeit sich ergötzte, habe nur ein Scheinleben, sei nur der Moral wegen da, sei nur zur Basis einer moralischen Sentenz erfunden worden.

Herodot und Pausanias sagen an vielen Stellen ihrer Werke, daß sie die Erklärung dieser oder jener Sage wohl geben möchten, aber daran verhindert wären, weil es eine „heilige Sage" (ἱερος λογος) sei. In den meisten Fällen — nämlich da, wo sie nicht unmittelbar von den Priestern, sondern aus dem Munde des Volkes ihre Berichte entlehnten — scheinen sie selbst nichts von der eigentlichen Natur ihres Materials zu merken, und pflanzen ihre Relationen gläubig weiter fort. Die Bewahrer jener ursprünglich orientalischen „heiligen Sagen" waren in Hellas die erblichen Priesterfamilien der Keryken, Eteobutaden, Eumolpiden zu Athen, Eleusis u. s. w. Wo in einer Familie vom Vater auf den Sohn die geistliche Würde und

Weihe sich Jahrhunderte forterbt, da erhalten sich geheime Lehren unglaublich lange. Creuzer vergleicht hier in medizinischer Beziehung die Asklepiaden zu Pergamus und Epidaurus und die Hippokratiden zu Cos, bei denen sich nicht bloß uralte Rezepte, sondern auch die Kenntniß der Arzneien und ihrer zulässigen oder nicht zulässigen Anwendung erhalten haben mochte. Herodots nur zuweilen beobachtete Verschwiegenheit ließe sich also daraus erklären, daß er nur darüber sich auszusprechen Scheu getragen, was nicht bloß eine bildliche Tradition, sondern ein heiliges Wissen enthielt, und über den Gesichtskreis vulgärer Erkenntnisse reichte. Die meisten Ueberlieferungen der Vorwelt wurden bis zum Unkenntlichen entstellt, welchem Schicksal begreiflicher Weise zumeist diejenigen verfielen, welche vom Kreise der Priestertradition ausgeschlossen waren, nämlich solche Sagen, die man als unwesentlich erkannte, die mit den Lehren von der Einheit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele nicht im unmittelbaren Zusammenhange standen.

Ein Beispiel mag diese Sätze anschaulich machen. Liest man bei Plutarch (Quaest. gr.) die Geschichte vom Schicksal des lydischen Königs Candaules, so hält man sie für das Ereigniß einer ganz gewöhnlichen militärischen Usurpation, die in jeder europäischen Staatengeschichte ohne Anstoß ihren Platz finden könnte. Bei Herodot (I, 8 ff.) wird das Alles schon romantischer gehalten, der schwache König und neben ihm die durch verletzte Schamhaftigkeit beleidigte Königin, zwischen ihnen der Liebling Gyges — also ein rathloser König und eine rachsüchtige Königin. Aber noch geht Alles menschlich her. Schreitet man aber zum Plato (de Legg. II, 3) fort, und liest dort von dem lydischen Hirten Gyges, der des Königs Heerden weidet, und wie darauf unter fürchterlichen Regengüssen und

Erdbeben ein Schlund sich öffnet, und wie er hinabsteigt und von dem Finger des Riesenleichnams im ehernen Rosse den unsichtbar machenden Zauberring abzieht, womit er sich die Königsfrau und das Königreich erringt, dann gewinnt die ganze Ueberlieferung ein fremdartiges Ansehen. Vergleicht man dann und merkt auf das Einzelne, so weiß man bald Altes, Mittleres und Neueres zu unterscheiden. Weiß man ferner, daß Hercules — dieser Held der 12 Arbeiten, Vater von 52 Söhnen, und der mit 360 Gefährten in Nemea verehrt wurde — in Lydien Candaules hieß, und daß dieser Kämpfer auf der Sonnenbahn eben dort in Lydien durch eine Königsfrau (Omphale) um seine Mannskraft gekommen; hört man von einem Wasservogel Gyges, vom Gygischen See in Phrygien, und von dem Wasserriesen Gyges, der auch Aegeon hieß, von dem böotischen Ogyges, unter dem die Flut kam, und dessen Weib nach dem Schiffe (Thebe) hieß, das dem ägyptischen Theben, wo Hercules als Lenker des Sonnenkahns verehrt wurde, den Namen gegeben hatte u. a. m.; ferner, daß die Königin, welche ihrem Gemahl Candaules verderblich ward, Nyssia (d. i. Krankheitbringerin, von νοσος) geheißen, wie jener Nessus, der dem Hercules mittelst eines vergifteten Hemdes die tödtliche Krankheit brachte, wie jene Nyssia gar seltsame Eigenschaften des Leibes besessen, und wie am Zauberring aus der Tiefe, so wie an der Streitart in der Höhe des ganzen Königreichs Schicksal hängt u. s. w., dann schauen wir, ungehindert von der verstellenden Prosa, auf den Grund in den wallenden Fluten der Sage, und haben endlich den Schatz einer einfach-wahren Urgeschichte von der Wechselherrschaft der Wärme und Feuchte, und wie dieser tellurische Regierungswechsel mit dem Wechsel ältester Dynastien innerlich und nothwendig zusammengeworfen worden.

Wie dies zu erweisen, und auf welche Art der historische Stoff — wenn überhaupt ein solcher vorhanden wäre — von den mythischen Elementen sich sondern lasse, mag der Leser in Creuzer's Abhandlungen zum Herodot nachlesen. Hier gibt uns dieser Mythenforscher nur das Eine noch als Andeutung, wie hier in der Ganzheit der lydischen Geschichte auch eine Totalität von Allegorie liegt. Das Palladium der lydischen Hauptstadt Sardes war ein Löwe, der wunderbarer Weise im Königshause geboren sein sollte. An ihm hing des Landes und der Stadt Schicksal (Herod. I, 48). Wenn man nun weiß, daß Sardes in altlydischer Sprache das Jahr (eig. Zeitabschnitt) hieß, und daß diese Stadt zur Ehre der Sonne so genannt war (Lyd. de mensib. p. 42) so kann man nur an den Löwen im Thierkreise denken, welchen die alten Astrologen als der Sonne Haus bezeichneten. Dieses Zodiacalbild steht als vorletztes Sommerzeichen mit dem vorletzten Winterzeichen, dem Wassermann, geradezu in Opposition. Gerade so tritt nun in der Historie Gyges (der Wassermann) dem Träger des Löwenfells, Hercules, als Candaules entgegen. Daß der Löwe Palladium des lydischen Reichs war, zeigt uns auch den Grund, warum Crösus gerade einen goldenen Löwen als Weihgeschenk nach Delphi stiftete (Herod. I, 50).

An diesem einen Exempel ist also gezeigt, wie eine bedeutsame Sage in der Gemeinheit fast ganz untergeht, wenn nicht die Mysterienlehre (disciplina arcani) sich ihrer annimmt und ihren Geist conservirt. Creuzer hält nun aber dafür, daß die Priestertradition eine Menge an sich gehaltreicher Sagen ihrem Schicksal überließ, und nur das Wesentliche erblich fortzupflanzen bemüht war. Wesentlich aber war, was mit jenen großen theologischen Wahrheiten und mit ethischen Hauptgrundsätzen zusammenhing.

Hier ist insbesondere darauf aufmerksam zu machen, daß die Uranfänge der Geschichte ihren reinmythischen Gehalt dadurch dem oberflächlichen Blicke verbergen, daß sie die Naturkräfte personifiziren. Die Poeten haben von dieser Licenz ohnehin oft Gebrauch gemacht. Wir erinnern hier an den Zweikampf des Vulcan mit dem Flußgott Xanthus bei Homer (Iliad. 21, 332). Wer erkennt hier nicht den Streit der Elemente? Aber, wendet man ein, Homer hat ja historische Stoffe besungen! Wir werden jedoch im Verfolge dieses Werkes Gelegenheit erhalten, die Symbolik des trojanischen wie des thebanischen Krieges, die nicht vereinzelte Erscheinungen in der Mythologie sind, unsern Lesern zu verdeutlichen. Hier kann nur die eine Andeutung ihren Platz finden, daß wenn die Genealogie diesen oder jenen Heros bald von einem Gott, bald von einem Sterblichen herleitet, man gewiß sein darf, daß Letzterer aus dem Prädicat des Gottes hervorgegangen ist. So z. B. werden Troilus, dem Troja den Namen verdankt, und Hector bald als Söhne Apollo's, bald als Söhne des Priamus aufgeführt; aber aus keinem andern Grunde, als weil Priamus, dem man wie dem Apollo Wohlgestalt und liebliche Stimme nachrühmte (Dar. Phryg. c. 12.), gleichwie Priapus, der in Troas verehrte priapäische Apollo war; ebenso Hecabe, deren Grabmal ein Hund bezeichnete, weil sie in eine Hündin verwandelt worden. Hecabe also die hundsköpfige Hecate, des Apollo Hecatos d. h. des ferntreffenden Gottes Schwester, Hecator oder Hector also ihr Sohn. Darum erhielt er von Apollo die Sonnenrosse zum Geschenke. Und sein Kampf mit dem sich selbst (Iliad. 21, 186—191) einem Strome vergleichenden Sohn der Meergöttin, dessen Rosse Xanthus und Balius ein Geschenk Neptuns waren, wieder der Streit Vulcans mit dem Xanthus. Die

Einigung beider Elemente ist zur Zeugung unerläßlich, darum heißt es: Apoll und Neptun hätten gemeinschaftlich im Dienste des Königs Laomedon — der aber kein Sterblicher gewesen sein mochte, weil (zufolge Iliad. 21, 453 ff.) er die beiden ihren Lohn fordernden Götter bedrohte, sie nicht nur zu fesseln, sondern auch ihre Ohren mit Erz zu verstopfen — Troja erbaut. Es kann also diese Stadt, deren Erhaltung oder Untergang von der Tapferkeit nicht bloß sterblicher Heroen, sondern auch der Olympischen und von dem — Knochen des Pelops abhängt, nur eine cosmische Stadt gewesen sein; und die Ursache des trojanischen Krieges: der Raub der Helena, eine Kalenderfabel; gleichwie die Entführung der Europa oder Proserpine; denn Helena, die eigeborne Tochter der Leda, die andere Mythographen auch von der Venus geboren sein lassen, hatte sich schon in ihrem *siebenten* Jahre von Theseus dem Sohne des Aegeus (d. i. des „Wellenmanns") oder des Neptuns, entführen lassen! Nur weil Ilium eine cosmische Stadt, darum nehmen die entgegengesetzten Naturkräfte Parthei für oder gegen sie, Apollo gegen Neptun, Mars gegen Minerva, Venus gegen Juno. Vulcan oder sein Priester Dares nimmt in seinen Söhnen Antheil an dem Kriege. Nur Jupiter, der als Schöpfer aller Dinge *über* den Parteien steht, verhält sich neutral, wie sein Bote Mercur. Es ist also eine Erneuerung des Titanenkrieges gegen die Götter, darum sind hier wie dort auch weibliche Gottheiten betheiligt. Gleich lange, nämlich zehn Jahre, dauert dieser Krieg wie jener. Sind, wie vorhin angedeutet, Heroen und Heroinen nur Prädicate der Götter, so ist hier nicht von einem weltlichen Eroberungskriege, sondern von streitenden Naturpotenzen beim Scheiden der freundlichen und stürmischen Jahrhälfte die Rede. Zeus ist dann der

Oberfeldherr Agamemnon, der in der Ilias und Odyssee mit einem Stier verglichen wird, und somit an den Entführer der Europa erinnert. Ulysses, der nicht bloß durch List und Beredsamkeit, sondern auch durch seine in der Ilias angedeutete Aehnlichkeit mit dem Widder an Hermes den Widderträger (κριοφορος) mahnt, wird also nicht absichtslos im vierten Gliede von Mercur abstammend von den Mythographen bezeichnet. Auch konnte darum der Gott Pan abwechselnd ein Sohn Mercurs und des Ulysses genannt werden. Apollo fand im griechischen Heer an Ajax seinen Repräsentanten, dessen Geliebte Cassandra auch die seinige war. Mars, der wie 10,000 brüllen konnte, wird durch Stentor vertreten, wie auch durch seinen Sohn Diomedes (Apollod. II, 4, 8.) der neben Pallas in Argos als Gott verehrt wurde (Pind. Nem. 10, 7. 12.); Neptun durch seinen Enkel Nestor, den Beherrscher der „sandigen" Pylos, dessen Doppelbecher die Urne des Wassermanns, und dessen hohes Alter an die Greisesgestalt des Oceans erinnert, weil — das Wasser der Urstoff (Proteus) aller Dinge ist. Der Creter König Idomeneus war Minos der König Creta's, nach der idäischen Höhle genannt, in welcher Zeus geboren worden, und in welche Minos alle neun Jahre hinabstieg, um von Zeus Gesetze zu empfangen, wovon Minos in der Odyssee: der neunjährige (ἐννεωρος) heißt, weil eine größere Zeitperiode in Creta aus acht gemeinen Jahren bestand, denen der Anfang des nennten (ἐννεαετηρις) hinzugezählt wurde. Die Jahre gehören dem Zeus (Iliad. 2, 134.). Dieser hatte die Europa als Stier nach Creta entführt, wo der Stiervater Minos — dessen Sohn der Minotaur — König war, nämlich Zeus selbst in seinem Sohne oder Enkel Minos. Anfänglich hieß es: Zeus als Stier habe die Europa entführt; später: er habe sie durch

einen weißen Stier entführen lassen; endlich: ein Fürst Namens Taurus (Stier) habe die Königstochter Europa entführt. (Palaephat. de Incredibil.) Noch ein Beispiel: Zeus war von der Ziege Amalthea gesäugt worden; später sprach man von einer Nymphe Amalthea als Amme, neben welcher die Ziege stand; zuletzt verschwand die Ziege, und nur die Nymphe war noch übrig geblieben.

Somit glauben wir die Uebergangsformen von Mythen in Geschichte einigermaßen anschaulich gemacht zu haben. Wie aber konnten Götter Sterbliche zeugen? mit Sterblichen sich vermählen? Diejenigen, die den Dienst der Heroen aus der dankbaren Erinnerung an ihre Grosthaten erklären — wie z. B. unser Zeitgenosse der Astronom Möbius in Leipzig die Versetzung des Hercules unter die Sterne — mögen die Frage beantworten, warum die Ehebrecherin Helena, die den Griechen und Troern so vieles Wehe bereitete, in Sparta und andern Orten einen Cultus hatte? Uschold meint, die Heroenverehrung sei dadurch entstanden, weil die Namen der Landesgötter in jeder Provinz anders lauteten, d. h. eine andere Eigenschaft desselben Gottes ausdrückten. Die Invasionen fremder Stämme brachten im Cultus ebenfalls Veränderungen hervor, aa die fremden mitgebrachten Gottheiten mußten jetzt die heimischen ihren Rang abtreten, und mußten sich nun mit dem bescheidenern Stande eines Halbgotts oder sterblichen Königs begnügen. Uschold weist dies an dem Zeus nach, der in Carien Agamemnon hieß, in Argos und Mycene galt er nur noch für einen sterblichen Herrscher. Aber, daß seine Tochter Iphigenie als Hecate fortlebt, beweist, daß ihr Vater Zeus selber war, der auch die Artemis gezeugt hatte. Wir versuchen eine andere Erklärung an die Stelle der erstern zu setzen. Sollten Völkerwanderungen allein diese Metamor-

phose im Cultus bewirkt haben, so wäre die Anzahl der Entgötterten bei weitem nicht so groß. Man muß die Ursache also anderswo aufsuchen. Bekanntlich feierte fast jede Stadt am Jahresende Tod und Wiedergeburt des Jahrgotts. Wie Osiris vom Geschichtschreiber Diodor für einen sterblichen König gehalten wurde, weil man in Aegypten den Anubis sein Grab auffinden ließ, so mochte man auch anderswo schließen: Götter können nicht sterben, wo der Cultus also das Grab eines Gottes zeigte, mußte es ein Heros gewesen sein. (Daß mit Zeus auf Creta eine Ausnahme gemacht wurde, indem er durch seine Wiege und Grabstätte dennoch nicht seinen Gottheitscharakter einbüßte, hatte ja eben die Creter als Lügner in Verruf gebracht.) Aus Apollo's heiliger Insel wurde jeder Sterbende eiligst entfernt, weil der Todte verunreinigte. Dennoch sollen die Gräber Hyacinths, des Cillus und des Ajax sogar im Tempel Apollo's sich vorgefunden haben! Was läßt sich daraus anders schließen, als daß sie Personificationen gewisser Eigenschaften desselben Gottes waren, z. B. Hyacinth der blumige Lenz, dessen Ende die Sommerglut herbeiführt. Darum ist Apollo, wiewohl unwillkürlich, sein Mörder, indem er — als Repräsentant der ausdörrenden Glutsonne — den Discus (die Sonnenscheibe) nach seinem Kopfe schleudert. Cillus bedeutet im Namen den brünstigen Esel, welcher durch diese Eigenschaft dem Urheber der befruchtenden Wärme geheiligt, und daher auch ihm, wie dem Priapus, geopfert wurde; der Gott hatte darum das Prädikat Cilläus, folglich war der Heros Cillus identisch mit ihm, wie Cilla des Priamus Schwester (Apollod. III, 12, 3.) mit Apollo's Schwester Hecate-Artemis. Im Aequinoctium scheint die Sonne schräge, dann heißt Apollo Loxias (λοξιας), wie seine Schwester Artemis: Loxo (λοξω), und die

nach seinem Cultus genannten Locrier verehrten ihn als ihren Landeskönig Ajax. Die Beiwörter, welche der Cultus einer Gottheit gab, wurden von dem Hymnensänger beibehalten. Aus dem Hymnus entwickelte sich das Epos. Folglich darf man es nicht auf Rechnung des poetischen Genius setzen, wenn Homer die Juno „kuhäugig" und „lilienarmig" nannte. Denn ursprünglich hatte die Göttin, wie Io und Isis den Kuhkopf, und die der Isis als Symbol der matrix geheiligte Lilienzwiebel gehörte auch ihr, wie die Eule der Athene, die darum Homer auch die „eulenäugige" nennt. *

Die Streitfrage, ob dem Homer oder den Homeriden, bloß weil sie von der innern, theologischen Seite der Mythen so selten etwas blicken lassen, und auch dieses wenige nur undeutlich, deßhalb die Kenntniß der Theologumena überhaupt abzusprechen sei? kann bei dem Vermissen einer vorhomerischen priesterlichen Literatur, nicht mehr mit Sicherheit entschieden werden. Soviel, versichert Creuzer (in s. Briefen an Herrmann), darf man aber mit Bestimmtheit annehmen, daß in Hellas, wie bei allen gebildeten Staaten des Alterthums der Nationalmythus eine doppelte Ansicht gehabt haben müsse: eine innere theologische und eine äußere volksmäßige. Von der Priesterherrschaft ward jene ergriffen, und in Hymnen, wie im ganzen Ritual ausgebildet, die andere ward Eigenthum des ganzen Volkes, durch Gebräuche und öffentliche Feste in immer lebendigem Andenken erhalten, und so allmählig mit den ältesten historischen Erinnerungen der Stämme selbst vererbt. Ja die großen Jahresfeste mit ihren bedeutsamen Ceremonien und priesterlichen Aufzügen wurden im Laufe der Zeit selbst wieder ein Gegenstand der Sage, sie wuchsen so sehr ins Mythische hinein, daß der Geschichtsforscher hinterher

* Voß übersetzte fälschlich: „blauäugige".

oft selbst nicht mehr weiß, was Götter oder was Menschen gethan. Creuzer citirt hier als Beispiel die berühmt gewordene Stelle der Odyssee (19, 178.), die vom cretischen Minos handelt:

„Der neunjährig mit Zeus dem gewaltigen trautes Gespräch pflog."

Denkt man, sagt er, an den Namen von Minos Frau Pasiphae, an ihre Buhlerei mit dem Stier, an den Stiermenschen Minotaur, an die Bezauberung des Minos selber, endlich an das Labyrinth, so wird bald merkbar, daß in den homerischen Worten der Eintritt eines neuen Luni-Solarischen Cyclus angedeutet ist, den die alten Creter in ihren Grottentempeln zu feiern pflegten. Wenn nun z. B. bei dieser Feier jedesmal der König den Mond repräsentirte — und hierauf scheint auch der Name Minos anzuspielen — wie zu Eleusis der Epibomius es wirklich that, den Mond, der mit der Sonne im Stierzeichen (dem Zeichen des Jupiter) in Conjunction kam, so konnte man hinterher von diesem als Gesetzgeber berühmt gewordenen König auch sagen: „Alle 9 Jahre ist Minos des Zeus Gesellschafter." Diese Auslegung fand Creuzer, welchen der Respect gegen den Geschichtschreiber Thucydides (weil dieser an einen historischen Minos glaubte), an einer freiern Ansicht hinderte, als die einzig annehmbare, um weder an das eine noch an das andere Extrem anzustreifen. Es ist aber nicht einzusehen, warum nicht unsere obige Erklärung, welche den Zeus mit seinem Sohn identifizirt, der größern Wahrscheinlichkeit entbehren sollte? Zeus als Ordner des Naturgesetzes ist der erste Gesetzgeber, die Wage des Gerichtes gab ihm Homer öfter (Iliad. 7, 69. 22, 209.) in die Hand. Sein Prädicat ist davon Nemestor, seine Gemahlin vor Here schon die Themis, die nach Epirus auf einem Stiere reitet (Creuzer IV S. 154), wie die nach Creta vom

Zeusstier entführte Europa. Aus Indien stammt die Vorstellung vom „Stier der Gerechtigkeit" (Dherma). Im Sternbild des Stiers eröffnete ehedem die Sonne den neuen Jahreslauf. Am Jahresende übten die Priester das Recht, dann ließen sie das Orakel Göttersprüche verkünden. Minos ist Vater des Stiers und Richter der Todten. Ueberblickt man alle diese Umstände, und erwägt, daß Minos abwechselnd Sohn des die Europa als Stier entführenden Zeus und des Asterius d. i. des Sterns genannt wird, so erhellt deutlich genug, daß Minos nur insofern der Creter König war, als auch Zeus es war, d. h. in demselben Sinne, wie die Hebräer den Jehovah König nennen, also nicht ein weltlicher König, sondern der König der ganzen Welt, welcher durch Orakel das Recht verkündet, ganz wie Jehovah, welchen Jeremias (23, 6.) „Unsere Gerechtigkeit" nennt, und den der Psalmist (18, 11.) auf dem stierköpfigen Cherub reiten läßt.

Wie es gekommen, daß Homer und Hesiod so derbe Anthropomorphisten werden konnten, indem sie doch noch auf dem Scheidepunkt von einer großen Priesterzeit stehen, glaubte Creuzer auf folgende Weise zu erklären: „Griechenland mag wohl eine geraume Zeit auf dem Wege gewesen sein, ziemlich priesterlich zu werden. Aber in jenen durch Berge, Wälder und Flüsse gesonderten, von der See bespülten Ländern und Inseln konnte so etwas nicht zur Reife kommen. Was die Sagen von dem Austreiben der Pelasger melden (Herod. I, 60. VI, 137.), mag wohl auf dieses Auflehnen griechischer Volkskraft gegen fremdartige, wenn auch nicht immer von Fremden aufgedrungene Priesterformen seinen Bezug haben. Jedoch mochte immer noch Vieles davon übrig bleiben, so lange die erblichen Königthümer blieben. Als aber nach dem Erlöschen vieler alten Geschlechter durch ganz Griechenland

bis in den Peloponnes hinab sich nördliche, kräftigere Stämme festgesetzt hatten, da ward immer mehr der starke Sinn tüchtiger Volksmasse in allen Dingen Meister. Sitte und Verfassung, Denken und Dichten ward mehr und mehr abgewandt vom Tiefsinnig-Morgenländischen, ward verständlicher, heller, derber, aber natürlich auch inhaltsleerer. Das waren die Erschütterungen der Heracliden (d. h. der Völkerschaften, denen Hercules die vornehmste Gottheit war, wie etwa Mars den Römern). Bis zur Zeit Homers und Hesiods hatten in Folge dieser Revolutionen alle Dinge eine andere Gestalt gewonnen. Hatten sich vielleicht schon seit jenen ältern (pelasgischen) Unruhen die alten Priestergeschlechter, auch da, wo sie blieben, mehr kastenmäßig zusammengezogen, und den Königen und Helden weniger von ihren Kenntnissen mitgetheilt, so mußte dies seit der Heraclidenzeit noch mehr der Fall sein. Unter diesen Umständen konnte es nicht auffallen, wenn neben manchen Elementen älterer Cultur, bei der beweglichen Phantasie der Griechen, bei dem Wohlstand so mancher Städte, Sänger auftraten, die in der Weise der begüterten Laien und des Volkes sangen. Diese hatten wenig Anlaß, von dem geheimnißvollen priesterlichen Wissen Notiz zu nehmen. Und wirklich sollte man daran denken, wenn man erwägt, wie diese Aöden (Sänger) eine ganz neue Menschenclasse bilden, ganz und gar verschieden von jenen priesterlichen Sängern und in gar keiner Berührung stehend mit gottesdienstlichen Geschäften. Ja noch mehr, selbst von feindseliger Trennung, von gehässiger Spaltung zwischen diesen Sängern und den priesterlichen Personen zeigen sich Spuren im Homer. Man erinnere sich, wie einigemal Kalchas behandelt wird, wie schimpflich und feigherzig der Opferwahrsager Liodes fällt (Odyss. 22, 320 ff.), wie ehrenvoll hingegen ebendaselbst

der Sänger Phemius am Leben erhalten wird, wie geflissentlich Odyss. 3, 267. das ehrwürdige Amt der Sänger hervorhebt. Man kann allerdings zugeben, daß bei dieser Scheidung der Volkssänger von den priesterlichen Hymnendichtern Homer und Hesiod manche ältere Begriffe und Ueberlieferungen nicht ganz mehr verstanden haben. Aber so gar unwissend in Allem, was die Theologie der Nation lehrte, konnten sie doch auch nicht sein, dies verträgt sich nicht mit so vielen in ihren Werken ziemlich sichtbaren Andeutungen. War doch auch zur Zeit jener Trennung des Priesters vom Sänger der alte Glaube bedeutsamer Religion noch zu sehr in die Masse verwebt, als daß die Gebildeten davon hätten unberührt bleiben können. Mag man sich die Priesterfamilie nach den Verfolgungen, die sie erlitten, auch noch so zurückhaltend denken, so bestanden doch die Mysterien, deren Entstehung ins älteste Griechenland gehört, und in diesen Anstalten wurden ja die Hauptdogmen der alten Naturreligion vorgetragen. Homer soll ein Jonier gewesen sein, dieses Volk war mit Phönizien und Aegypten, diesen Wohnsitzen priesterlicher Gesellschaften, wohlbekannt. Also ist die Sage nicht ohne Hintergrund, die den Homer aus ägyptischen Quellen Weisheit schöpfen läßt. Und Ephesus mit seinem ganz asiatischen Gottesdienst war ja in den jonischen Grenzen gelegen."

So weit haben wir Creuzer's Andeutungen wiedergegeben, wollen aber diese nun durch einige aus unserm Vorrathe vermehren. Dahin gehören z. B. der trojanische Apoll, der nicht in der uns gewohnten von den Musen umtanzten freundlichen Jünglingsgestalt mit der Leier, sondern mit dem Köcher voll Pestpfeilen in dunkles Gewölk sich hüllend, nur durch zahllose Hecatomben von Mauleseln und Schafen sühnbar, gleich im Anfang der

Iliade auftritt. Dieser hat mit dem asiatischen Moloch, dem (wie Jehovah 2 M. 12, 5. 13, 13.) auch Esel und Schafe zur Sühne dargebracht werden mußten, weit mehr Familienähnlichkeit. Er ist ein lebenfeindlicher Gott, der Alles durch Feuer verzehrt, in diesem Sinne, wie Pluto, der Reiniger (καϑαρσιος, ἁγνιστης), nämlich durch die von seinem Cultus vorgeschriebenen Sühngebräuche. Solche Sühnlieder (καϑαρμοι, ἱλασμοι) bildeten auch einen wesentlichen Theil der heiligen Poesie. Wenn Leucothea dem Ulysses (Odyss. 5, 346.) die Binde reicht, um ihn aus den Wellen zu retten, so verräth sich des Sängers Bekanntschaft mit den Gebräuchen samothracischer Mysterien. (Schol. Apollon. Rh. Argon. I, 917.) Dionysus, den Hellas für den Begründer der nach ihm genannten Mysterien hielt, war ebenfalls dem Homer nicht fremd. Die Antisymboliker wenden zwar ein, nicht von der orgiastischen Feier des griechischen, sondern des thracischen Dionysus spreche der Dichter. Aber ebenderselbe wird ja ohne allen Unterschied den griechischen Olympiern zugesellt (Iliad. 6, 128 ff.). Auch von einem Dionysusdienst in Naxos weiß Homer (Od. 11, 324.). Daß aber dieser Gott, welchen die Griechen selbst einen Triumphzug nach Indien unternehmen ließen — umgekehrt ist es wahrer, denn er ist gräcisirte Schiba Devanishi — daß Dionysus, welcher vorzugsweise in Phrygien neben Cybele verehrt ward, in allen seinen Bestandtheilen die asiatische Abkunft nicht verläugne, wird jeder Unbefangene zugestehen.

Da die Aöden Menschen und Göttern sangen (Od. 22, 346.), so bildeten offenbar die Recitationen der sogenannten homerischen Gedichte einen integrirenden Theil der religiösen Festlichkeiten. Darum wurden sie auch an den Brauronien und an den Panathenäen, und zwar vollständig recitirt, deren

Beendigung, weil letzteres Fest drei Tage dauerte, wohl möglich war. Wäre die Ilias nur eine weltliche Belagerungsgeschichte, so würde sie nicht am Feste der Athene gesungen worden sein; anders aber verhält es sich, wenn darin der Göttin Lob verkündet wurde, deren Liebling Achilles, Troja's Schrecken, und deren anderer Günstling Ulysses, auf ihre Eingabe das hölzerne Roß in die Stadt brachte, deren Untergang er dadurch herbeiführte. So hatte Athene auch einst — durch ihre Aegis — dem Titanenkrieg gegen die Götter ein Ende gemacht. Wer wird also jetzt noch das hohe Ansehen, das die homerischen Gesänge genossen, aus dem durch sie verherrlichten Nationalruhm erklären wollen, und nicht aus Cultusrücksichten? Sie gehörten, mindestens in ihren ursprünglichen Bestandtheilen, der priesterlichen Poesie an; dieser ihnen beigelegte Heiligkeitscharacter macht es nun begreiflich, warum sie, wie unsere Bibel, auch zum Jugendunterricht diente; macht es ferner begreiflich, warum der Sänger bei Beginn seines Werkes den Beistand der Gottheit anruft, eben weil er an ein heiliges Geschäft geht; macht es endlich begreiflich, warum der Staat so große Kosten an die prachtvolle Ausführung dieser Rhapsodien durch die hochbezahlten Sänger verwandte, und warum diese nach einer in allen priesterlichen Instituten des Orients üblichen vorschriftmäßigen auf gewisse Regeln basirten dem Gesang sich annähernden Declamation die Verse betonen mußten; sowie warum der Hexameter — jenes Versmaaß, in welchem die begeisterte Phemonoe zuerst ihre Orakel vernehmen ließ,* oder vielmehr die delphische Weissagerin Themis ** also die Gottheit selber — das Gewand war, in das, wie früher die Hymnen, nun auch die aus

* Plin. VII, 57.

** Clem. Aelx. Strom. I.

jenen hervorgegangenen epischen Gesänge eingekleidet sein mußten. Auch Hesiods Theogonie, welche eine Fülle älterer Dichtungen vom Leben der Götter voraussetzt, trägt dieses Kleid. Menander nennt die meisten orphischen Hymnen physisch, * weil sie von der Natur der Götter handeln, denn der orientalische Naturdienst begann mit der Speculation über die Weltschöpfung. Erst als die hellenische Eigenthümlichkeit sich mehr entfaltete, wurde aus der Kosmogonie eine Theogonie, weil die Naturkräfte schon personifizirt worden waren. Der Kampf der entgegengesetzten Naturmächte ward nunmehr als ein Götterkrieg besungen; und bereits Musäus hat eine Titanomachie gedichtet. (Schol. Apollon. Rhod. 3, 1178.) Homer setzt die Gigantenschlacht als bekannt voraus (Iliad. 8, 478.), was beweist, daß in den letzten Zeiten jener ältesten heiligen Poesie dieser Streit der wohlthätigen und schädlichen Potenzen bereits als ein wirklicher menschlicher Krieg gefaßt worden.

Die Antisymboliker werden zwar jede Vergleichung der Titanomachie mit dem trojanischen Krieg von vorn herein abweisen; und die oben aufgestellte Behauptung, daß die in jenem Krieg betheiligten Könige und Heroen nicht so eigentlich Göttersöhne oder vielmehr personifizirte Eigenschaften der Götter waren, entschieden verwerfen, und sie immer noch für Sterbliche halten, welche daher mit Recht auf einen Ehrenplatz in den Blättern der Geschichte Anspruch machen dürften. Sie werden sich dabei auf die Heldenzeit des germanischen und scandinavischen Heidenthums berufen. Bevor wir aber auch diesen ihren frühern — d. h. vor der Verunstaltung der alten Heldensagen durch den Haß eben so unwissender als zelotischer christlicher Mönche — inne gehabten Gottheitscharakter wiederzugeben versuchen,

* De Encom. II, 30.

sei es uns vergönnt, auf Indiens epische Poesie einen vergleichenden Blick zu werfen.

Auch diese Gedichte, nämlich der Ramayana, welcher die Entführung von Rama's Gemahlin durch den Dämon Ravana und deren Wiedergewinnung durch Rama unter dem Beistand des Affenkönigs und Windgotts Hanuman besingt — und der Maha Bharatta — welcher von dem Krieg der Kuru's und Pandu's handelt — wurden von Rhapsoden an den Götterfesten im Wettgesang recitirt (Bohlen's alt. Ind. II. S. 339); auch sie enthalten Theogonien neben mythischer Geschichte. Aber hier erkennt man noch das ursprünglich Göttliche an den Helden. Das Gewand der Menschheit haben sie freiwillig angezogen, um als aufmunterndes Beispiel andern Menschen, welche tugendhaft leben wollen, voranzuwandeln. Aber nach indischer Ansicht sind es nur Scheinkörper, die hier handelnd auftreten, die göttlichen Urbilder wohnen doch im Himmel, denn sie können ja nach Wunsch sich umgestalten und Verkörperungen von sich aussenden. Dadurch, daß Wischnu im Leibe Rama's seinen Wohnsitz genommen, wird er einem Sterblichen gleich, steht wie dieser unter dem Verhängnisse, und wie groß auch seine Macht sein möge, so schwebt doch eine Wolke der Täuschung so lange vor seinen Augen, als er in irdische Thaten eingreift. Diese indischen Helden sind zum Theil noch Götter, welche sich untereinander berathen, in zweifelhaften Fällen sich an den Urvater selbst wenden und nach seinem Plane handeln; theils Abkömmlinge der Götter, aber durch frommen ascetischen Wandel und tiefe Meditation ihnen so nahe getreten, daß sie mit ihnen verschmelzen, dieselben sogar häufig an Tugenden übertreffen, und ihnen dadurch die Besorgniß einflößen, sie von ihrem Platz im Himmel zu verdrängen, daher Indra zuweilen eine reizende

Nymphe zu dem frommen Büßer sendet, damit sie durch Sinnenlust ihn von dem Gipfel der Vollkommenheit wieder zurücktaumeln mache, so daß er die Summe seiner Büßungen wieder von vorn beginnen muß.

Gleichwie aber die Bewohner des Olymps durch ihre sinnlichere Natur den Erdenkindern näher kommen als die indischen Götter, welche meist als Muster der Contemplation und Ascese den irdischen Frommen voranleuchten, so steigert sich das grobsinnliche Leben noch mehr bei einer Vergleichung der hellenischen und scandinavischen Gottheiten. Das priesterliche Element tritt immer mehr zurück, und die rohe Muskelkraft macht sich bei den Letztern allein geltend. Die indischen Büßer — in Hellas Könige, welche die Götter ehren, aber auch Schwert und Keule zu handhaben wissen — sind im europäischen Norden gewaltige Heldengestalten, die, wenn des Krieges Stürme schweigen, in weiten Sälen die Becher kreisen lassen; und der Sang der Barden enthält nicht das Lob der Himmlischen, sondern der Irdischen; die indischen Nachtgeister, die unsichtbar den Menschen durch Anreizung zur Sinnlichkeit ins Verderben führen, sind hier plumpe Riesengestalten oder neckische Kobolde der Tiefe, die sehr materiell ihre Gegenwart ankündigen. Die nordischen Götter erinnern lebhaft an den Gott Israels, welcher an einem bestimmten Orte, bald in Silo, bald in Bethel, bald in Jerusalem Residenz hält, zu gewissen Zeiten ausruht, sich am lieblichen Geruch der Opfer labt, dem Heere voranzieht oder zurück bleibt, und an seiner Statt einen Engel mitschickt u. s. w. kurz die scandinavischen Götter wohnen, essen, trinken und schlafen wie die Menschen. Um an einem Orte zu wirken, müssen sie sich dahin bewegen, gehend, reitend oder fahrend. Sie unterliegen auch menschlichen Leiden, werden gefangen

(wie Jehovah von den Philistern in Asdod), verwundet, krank, verlieren einzelne Glieder, äußern wie Jehovah Haß und Liebe, Reue, Trauer und andere Seelenstimmung, ja sie weinen sogar (Müller Altt. Rel. S. 150) wie, nach den Rabbinen der Judengott allnächtlich seit der Zerstörung des Jerusalemschen Tempels. *

Die potenzirte Versinnlichung und Vergröberung der Götter des Nordens denen des Südens gegenüber weist Müller a. a. O. durch folgende Erscheinungen nach. „Beide Religionen kommen darin überein, daß sie den Göttern gewisse Werkzeuge beilegen, durch welche sie eben übermächtige und ungewöhnliche Wirkungen hervorbringen. Aber der Grieche läßt die Person des Gottes im Vordergrunde, so daß sein Werkzeug mehr mit seinem Wesen verschmilzt, während Normanen und Germanen lieber dem Werkzeug eine ihm innewohnende, zauberähnliche Kraft beilegen. So erschüttert Neptun mit dem Dreizack die Erde, nach nordischer Anschauung würde das etwa ausgedrückt worden sein: Jener Dreizack hat die Eigenschaft, daß er in die Erde gestoßen dieselbe erschüttert. Freyr's Schiff hat die Eigenschaft, daß man darin stets mit gutem Winde fährt; der Grieche würde sich ausdrücken: Freyr fährt in seinem Schiffe stets mit gutem Winde. Die griechische Symbolik schließt sich auch enger an die Natur an als die nordische. In Zeus Hand ruht der Blitz selbst, Thor bewirkt denselben durch den Wurf seines Hammers. Die griechischen Götter hüllten sich, um den Sterblichen unsichtbar zu werden, in einen Nebel, die deutschen Zwerge machen sich durch eine Nebelkappe unsichtbar. Bisweilen bedienen sich die griechischen Götter auch keines Werkzeugs, wo es bei den nordischen nöthig ist. Zeus sieht vom Olymp herab alles,

* Eisenmenger Judth. I. S. 18—20.

was auf Erden geschieht; Odin muß sich, um dasselbe zu erreichen, auf seinen Stuhl im Himmel setzen, oder seine Raben verkünden ihm, was auf Erden vorgeht. Die nordischen Götter erhalten ihre Jugend durch den Genuß von Aepfeln, welche Iduna bewahrt, die griechischen ohne ein besonderes Mittel."

Dasselbe Verhältniß kann aber auch bei einer Vergleichung der griechischen Götter mit den indischen in anderer Beziehung wahrgenommen werden. Brahma und Schiwa gehen zeitweise im Lande als Büßer im Bettlergewande umher, in einem Kürbiskopfe Reis als Almosen sammelnd, um damit auf die Verachtung der irdischen Güter als erste Bedingung zur Seligkeit anzuspielen. Der Grieche nimmt diese geistliche Ansicht materiell, und läßt den Ulysses aus weltlichen Motiven zweimal als Bettler erscheinen, einmal in politischer Absicht an einem fremden Hofe, ein andermal im eigenen Hause, um die Seinen auf die Probe zu stellen. Aber er selbst ist der von ihm kaum zu unterscheidende Bettler Irus, nämlich die männliche Iris, also Hermes oder Mercur, der abwechselnd mit Ulysses für Pans Vater gehalten ward, weil der ithyphallische Hermes und sein Enkel der König von Ithaca Ein Wesen sind. Was aber wollte der Grieche mit dem Bettlerkittel bezeichnen? Das Gegentheil von dem Reichthum spendenden Hermes Plusius, nämlich die winterliche Seite des Jahres, denn Hermes steht beiden Aequinoctien vor, führt die Seelen in und aus dem Leben, wie Iris weiblicherseits; daher Beide sich als Boten der Götter verwenden lassen, weil sie abwechselnd oben und unten, über und unter der Erde, Sommer und Winter, Tag und Nacht thätig sind.

Neben dem Gelübde der Armuth ist auch jenes der Keuschheit von den Indern hochgehalten, denn

den Abfall von Gott setzen sie in die Fleischeslust. Da aber bei solchen Grundsätzen die Welt aussterben würde, und Lebenspendung die erste Kraftäußerung der Götter ist, so zieht Brahma seine weibliche Hälfte aus sich selbst hervor, oder Wischnu den Brahma aus seinem Nabel; oder Wischnu (das Wasserelement) leistet seinem Bruder Schiwa (dem Feuerelement) die Dienste eines Weibes. Das Verhältniß des Zeus zum Ganymed oder des Neptun zum Pelops, des Apollo zum Hyacinth, des Hercules zum Hyllus u. s. w. ist schon weit sinnlicher aufgefaßt. Und wenn Zeus den noch ungebornen Dionysus bis zur Reife in seinem Schenkel mit sich herumträgt, so ist der Grund, weil die Mutter, mit der er ihn gezeugt, zu früh verstorben war. Anders aber erzählt der indische Mythus die Geburt der Urwasi aus dem Schenkel ihres Vaters, nämlich weil dieser nicht der Sinnenlust mit Weibern fröhnen wollte, zeugte er aus sich selbst.

Unsere Aesthetischen haben an den fratzenhaften vielgliedrigen unschönen Gestalten der indischen Götterbilder großen Anstoß genommen, und dennoch ist es noch keinem von ihnen in den Sinn gekommen, die nordischen Götter, die — mit Ausnahme des einäugigen Odin und des blinden Hödr — alle wohlgestaltet sind,* dem Pantheon der Hellenen vorzuziehen, die nicht nur einäugige Cyclopen und einzahnige Gräen, hinkende und rasende Gottheiten haben, sondern sogar dreileibige, mehrköpfige, schuppenbeschenkelte, bocks- und roßfüßige, schlangenbehaarte Ungeheuer aller Arten, ganz wie sie mittelbar aus Aegypten von den Indern in die übrige alte Welt ausgingen, nur daß der Hellene, welchem die Idee in der Form (Symbol) unter-

* Das eine Auge Odins ist die Sonnenscheibe, und die Blindheit des Hödr, d. i. des Haders, ist die naturfeindliche Wintersonne.

ging, dem Gesetz der Schönheit weit leichter huldigen konnte als der weniger sinnliche Morgenländer, dem das Theologische Hauptsache war.

Darum gebrauchen die Götterbildner in Indien Modelle, wie sie vor Jahrtausenden angewendet wurden, auch in den kleinsten Nebenzügen mit Aengstlichkeit copirend (Bohlen a. a. O. II. S. 199), weil ihr Gebrauch sonst von den Priestern, als dem Canon widersprechend, untersagt werden müßte; denn nicht das ästhetische, sondern das theologische Interesse sollte hier berücksichtigt werden, d. h. in dem Bilde — als einer verkörperten Idee — soll dieses oder jenes Dogma dem Volke bewußt werden. Dasselbe galt von den Aegyptern; auch hier durften die Künstler von der einmal festgestellten Norm der Gestalten nicht abweichen (Plato de legg. p. 66. Bip.). Daß man in der frühesten Zeit auch in Griechenland mehr auf die religiös richtige Darstellung als auf das Harmonische eines Kunstwerks in der Idee und mit der Natur sah, beweist das Beispiel der beiden samischen Künstler Telekles und Theodor, die von einander getrennt wohnten, und sich so in die Bearbeitung eines Apollobildes theilten, daß nach Verabredung der Verhältnisse der eine den obern, der andere den untern Theil arbeitete, die aber beide genau auf einander paßten. Waren doch die griechischen Stämme Colonisten Aegyptens, wie die Bewohner des Nilthals Einwanderer vom Ganges! So konnte es also nicht befremden, wenn jener im englischen Heere dienende indische Soldat, wie W. Jones erzählt, vor einem ägyptischen Isisbilde niederkniete, in der Meinung, seine Landesgottheit zu erblicken. Und von den Hellenen bestätigt Ottfried Müller (Archäol. S. 62), daß die Colonien stets getreu die Gestalt der Bilder der Metropolis wiedergaben, und so oft man ein neues Bild bedurfte, das alte genau nachgeahmt wurde. Hier

können also nicht ästhetische, sondern nur religiöse Motive eingewirkt haben.

Während wir diese Bemerkungen für jenen Theil unserer Leser niederschrieben, welcher anstatt anzuerkennen, daß die Künste im Dienste des Cultus standen, mit unsern Aesthetischen uns gern überreden möchte, die Religion sei von den Alten nur als Befruchtungsstoff für das Talent der Bildner betrachtet worden, führt uns der Zufall eine Nummer (67 des Jahrg. 1845) des „Auslands" vors Auge, welche — als Quelle das „Journal für Volksaufklärung" Jan. 1845 angebend — von der Bildmalerei in der russisch-griechischen Kirche handelt. Daselbst wird zugestanden, daß die Heiligenbilder gleichsam mit zur Theologie gerechnet werden, und daß ihre Fertigung nach dem griechischen Muster ein wahrer Glaubensartikel ist. Urkunden der Czaare und Patriarchen verlangen, daß die Heiligenbilder unwandelbar nach griechischem Muster gefertigt werden. So bezeichnet Czaar Alexei Michailowitsch in dem Kreisschreiben v. J. 1669 über Bildmalerei die Maler als eigentlich kirchliche Personen, und befiehlt, „daß die ehrwürdigen Heiligenbilder Gottes, nach der Ueberlieferung der heiligen und von Gott erleuchteten Väter, nach der unwandelbaren Sitte der heiligen orientalischen Kirche und nach der Aehnlichkeit der Gegenstände und Personen gemalt werden sollen." Wie nun die Schrift und Ueberlieferung die Grundlagen der Theologie sind, so kann und muß man auch die griechische Bildermalerei eine theologische nennen, wobei der Verstand und die Einbildungskraft des Künstlers strenge dem durch Schrift und Ueberlieferung verkündeten Glauben unterworfen sind. Solche Künstler arbeiteten unter dem Einfluß des Glaubens; drangen, um die heiligen Bilder zu vollenden, ins Alterthum ein, fasteten, beteten, beichteten und nahmen das Abend-

mahl, in Erwartung des Beistandes von Dem, zu welchem sie durch den Glauben geleitet waren. Die apostolische Ueberlieferung von den heiligen Bildern, sagt die Kirche, hat Niemand das Recht aus eigener Weisheit zu verändern, darum ist für die rechtgläubige Kirche auch derjenige der beste Künstler, der voll Ehrfurcht für das heilige Alterthum nur dasjenige wieder gibt, was von den Aposteln an ihn gelangt ist. (Bekanntlich gilt Lucas für den frühesten Maler von Marienbildern, welche Tradition aber auf seine von den Frommen im Westen verursachte Verwechslung mit einem als Madonnenmaler berühmt gewordenen Namensverwandten, der zur Zeit, als Constantinopel durch Mahomed II. erobert ward, gelebt haben soll, und den Ruf eines heiligen Wandels hatte, beruht). Da also die priesterliche Bevormundung der Kunst von den Heiden zu den Christen übertragen wurde, so zeugt Gutzkow's Spott über die canonischen Nasen der indischen Idole (in seinem Maha Guru) eben so von seiner Unfähigkeit in den religiösen Geist der Völker einzugehen, als sein in den „Beiträgen zur Philos. der Geschichte" den Aegyptern gemachter Vorwurf, daß sie ihre göttliche Offenbarung aus dem Nilschlamm erhalten hätten.

Wie die Götter in Indiens Felsentempeln erscheinen, so ist ihre Form bis auf die Gegenwart geblieben. Aber ihren colossalen Gestalten — Schouter will i. J. 1636 in einem nicht weit von der holländischen Factorei entfernten Tempel ein sitzendes Bild gesehen haben, „dessen kleinster Finger so dick war als ein Mann um den Leib, selbst sitzend habe es oben im Tempel angestoßen" (Brockhaus Bl. f. lit. Unterh. 1842. 10.), was also auch durch diese Eigenthümlichkeit an die oben erwähnte Statue des Serapis erinnert — begegnete man auch in Aegyptens Memnonium vor den

großen Tempelruinen Thebens; im rhodischen und amycläischen Apoll, in der ephesischen Artemis u. a. m. wieder. Der thebanische Hercules maß vier Ellen (Apld. II, 4, 9), Achilles sogar fünf Ellen (Philostr. V. A. IV, p. 152), Mars deckt sieben Hufen im Fall (Iliad. 21, 407). Minervens Helm konnte die Bewaffneten von 100 Städten fassen (Iliad. 5, 744). Wenn Neptun sein weites Ziel in drei Schritten mißt (Iliad. 13, 16), so wird der Philhellene hier nur ein poetisches Bild erkennen wollen. Aber es ist wohl mehr als Zufall, daß auch der indische Wassergott Wischnu, als er den Erdriesen Bali nur um drei Schritte Land bat, die ganze Erde überflutete. (Polier Myth. des Indous I, p. 276—279). Sollte also Homer nicht öfter als man gewöhnlich glaubt, seine dichterischen Figuren der Priesterpoesie abgeborgt haben? Ebenso fügte sich Aeschylus den Vorschriften des Cultus, als er die übermenschliche Größe der Götter und Göttersöhne auch auf der Bühne beibehielt. Die 37 Ellen hohe Statue der Minerva Polias, die Phidias gemeißelt (Paus. I, 27) kann des Aeschylus Eumeniden (V. 398), wo diese Göttin ihr Ziegenschild vom Scamander nach Athen schwingt, aber auch priesterlicher Vorschrift, ihre colossale Gestalt verdanken. Denn sobald Poesie und Bildnerei im Dienste des Cultus standen, durften sie nicht mehr das Menschlichschöne, das Natürlichwahre, sondern nur die religiöse Idee zur Anschauung bringen, nämlich die Größe der Gottheit, deren Anblick dem Menschen das Geständniß seiner eigenen Schwäche und Kleinheit abringen soll.

Wie sich das priesterliche Interesse in den indischen Epopöen, wo „alles, was die heiligen Gebräuche und Ceremonien oder den Vorrang des Priesterstamms betrifft, mit großer Umständlichkeit

behandelt wird", * weit lauter vernehmen läßt, als in den vom priesterlichen Einflusse minder abhängigen, für den Kriegerstand gedichteten homerischen Gesängen, die mit größerer Vorliebe Verwundungen und Todesarten selbst unbekannter Streiter ausmalen, aber doch zuweilen priesterliche Gestalten hervortreten, deren Sprüchen die rohen Kämpfer, auf Augenblicke die Waffen ruhen lassend, ehrfurchtsvoll horchen; so treten hingegen in den Gesängen der Barden und Scalden die irdischen Mittler zwischen Gott und Menschen ganz zurück, und nur die materielle Kraft der Stärkern wird gepriesen. Nur kampflustigen Göttern und Helden tönt ihr Lied. Im indischen Epos ist Rama der Besieger des Ravana, zuvor ein Königssohn, der freiwillig dem Thron entsagte, um in Waldes Einsamkeit ein beschauliches Leben zu führen, wohin ihn seine Gattin begleitet hatte, die vom Dämon geraubt, die Ursache jenes Krieges wurde, welcher die Herrschaft von Ceylon dem Rama wiedergewann; sogar Riesen, um die Welt zu zerstören, die ihnen dazu abgehende göttliche Macht durch ein ascetisches Leben sich erwerben zu können glauben! In der griechischen Mythenwelt hingegen stehen Priester und Krieger sich schroff gegenüber, aber Beide sind incarnirte Götter, Chryses (der Goldene) sowohl als Agamemnon, Ersterer Apollo selbst (weil „Helios goldleuchtend" ist (Aeschyl. Agamemn. 288), darum auch ein Sohn des Apollo von der Chryseis den Namen Chryses führte (Hyg. Fab. 121); Letzterer der carische Zeus. Die Priesterin der Artemis, Iphigenie war die Göttin selber, gleichwie jene Amazone, die Hercules einst besiegte. ** Hingegen

* Schlegels ind. Bibl. I. S. 33.

** Auch Melchizedek, der Priester des Eljon (1 M. 14, 18), war Saturn selber, welcher in Syrien Moloch, in Phönizien Sydyk und Hypsuranius hieß; letzteres Wort ist aber nur griechische Uebersetzung des phönizischen Eliun.

Scandinaviens und Germaniens Helden entbehren ganz der priesterlichen Folie; nur darin offenbart sich auch hier der mythenschaffende Geist der alten Welt, daß auch sie eigentlich Götter sind.

Schon Stuhr rügte in seinen „Abhandlungen über nordische Alterthümer" (S. 40), daß „nur aus einer durchaus falschen Auffassung der alten Dichtungen die wunderliche Ansicht entstehen konnte von einem ursprünglichen Zustande, wo Riesen und Zwerge, Alfen, Asen und Menschen bei- und miteinander gelebt haben sollen." Von eigentlicher Historie wußten die alten Germanen nichts. (Tacit. Germ. c. 2). Müller (a. a. O. S. 289) ermahnt: „Die wissenschaftliche Forschung muß darauf ausgehen, durch die Tradition hindurch die höhere Natur der Helden zu erkennen; denn jede echte Heroensage, falls sie anders mythologische Anknüpfungen gewährt, enthält den Mythus eines durch die Zeit verdunkelten göttlichen Wesens, den die Wissenschaft von der Sage, in welcher er enthalten ist, abzuscheiden hat. Diesen Grundsatz haben wir bei der deutschen Heroensage ebensowohl zu beachten, als er für die griechische Mythologie schon lange fest steht.

Aber die Erforschung der deutschen Heldensage — fährt unser Gewährsmann fort — wird niemals zu solchen Resultaten führen, wie sie die Behandlung der griechischen gewährt, weil unsere Kenntniß der deutschen Götter, auch wenn wir die nordische Mythologie zu Hülfe nehmen, zu mangelhaft ist, und weil wir von Heroenculten so gut wie gar keine Nachrichten haben."

Wie Menu der erste Mensch, der Erstgeborne Brahma's, aus dessen Haupte hervorkam, wie Menes der erste König der Aegypter, Minos der Stiervater und Sohn des Zeus, erster König in Creta, so mochte auch der Sohn des Tuisco, des

vornehmsten Gottes der Germanen — den die Gelehrten mit Tiu oder Zio d. i. mit Zeus für Ein Wesen halten — Mannus, dessen drei Söhne die Stammväter der Ingävonen, Herminonen und Istävonen sein sollen, * nur ein mythisches Wesen sein, eine Personification des Menschengeschlechts überhaupt. ** Der mittlere Sohn des Mannus mochte der vielgefeierte Befreier seines Volkes vom Römerjoche Arminius oder Hermann sein, welcher als Kriegsgott den Sieg verleiht. Die Säule des Mars war jene Irminsul, deren Spitze das Bildniß des Hermann zierte, das die Germanen vor sich her in die Schlacht trugen, weil sie, angeführt von ihrem Gotte, den Feind sicherer zu überwinden hofften.

Der erste Gott ist zugleich erster Mensch und erster König seines Volkes, wie Minos in Creta, so Askanes der Sachsen Fürst, den die Sage mit sammt seinen Unterthanen aus Harzfelsen mitten im Walde bei einem Springbrunnen hervorkommen läßt, und dadurch an die beiden Stammeltern des Menschengeschlechts bei den Scandinaviern, an Ask und Embla (Esche und Erle) erinnert. Zwei Namen, die zwar keine Anknüpfung an einen bestimmten Gott gewähren, sind es doch vorzugsweise, denen das mythische Gepräge aufgedrückt ist; nämlich Sceaf oder Sceafa der Longobardenkönig, wie ihn ein angelsächsisches Lied nennt — sein Name bedeutet nach Grimms Uebersetzung: Getreidebündel — von dem erzählt wird, daß er als kleiner Knabe in einem Schiffe ohne Ruder, das Haupt auf ein Büschel Getreide gestreckt, schlafend an die Insel Skandza getrieben sei, und nachher in Schleswig geherrscht habe (Müller a. a. O. S. 300). Das mochte ursprünglich ein Mythus von der Geburt eines agra-

* Tacit. Germ. c. 3. cf. Plin. H. N. IV, 14.

** Im Sanskrit heißt manusha der Mensch, das Stw. ist man: denken, meinen.

rischen Gottes sein. Das erwähnte angelsächsische Lied gedenkt auch eines Helden Beowulf, welcher das teuflische, Menschenfressende Ungeheuer Grandel erschlägt, und auf dem Wassergrunde die Mutter desselben mit einem Schwerte bekämpft, welches von den Riesen zur Zeit ihres Untergangs in der Sündflut geschmiedet war. Später kämpft er mit einem Drachen, und obwohl er ihn erlegt, stirbt er selbst bald darauf durch die Wirkungen des Gifthauches, der von seinem Feinde ausgegangen war. Dieser Sage liegt, nach Müllers Dafürhalten, wie der Erzählung vom Drachentödter Siegfried, ein Naturmythus zu Grunde; aber in der nordischen Mythologie bieten sich so wenig Anknüpfungen dar, daß jede Identification Beowulfs mit einem Gotte unsicher bleibt. Kemble erinnert hier an Thor, welcher mit der Migardschlange kämpft und sie besiegt, aber nach Erlegung des Ungeheuers durch das Gift, welches sie auf ihn geworfen hat, stirbt. Grimm erklärt den Namen Beowulf (althochd. Peawolf?) durch Bienenwolf, einen Namen des Spechts, eines buntgefiederten Vogels, welcher den Bienen nachstellt, und vergleicht ihn mit dem italischen Jupiter Picus. An den Mythus von Beowulf schließen sich diejenigen Heroensagen, welche in deutschen Gedichten vom achten Jahrhundert an erhalten wurden. Ungeachtet der christlichen Färbung, die sie in der letzten Zeit erhielten, erkennt man doch ihre heidnische Abstammung; heidnische Ideen und Mythen hatten sich in ihnen, wenn auch verdunkelt, fort erhalten. Das geht schon daraus hervor, daß Zwerge, Riesen und Wassergeister in denselben auftreten.

Vor allen andern deutschen Heldensagen hat die Erzählung von Siegfried und den Nibelungen sich in einer solchen Gestalt erhalten, daß sie ihren Hauptheilen nach einen Mythus von tie-

ser Bedeutung erkennen läßt. Denn mag auch die zweite Hälfte der deutschen Lieder von den Nibelungen eher der Geschichte als der Mythologie anheimfallen, da wenigstens der Untergang des burgundischen Königs Gundahar durch Attila i. J. 435 historisch begründet ist, so bieten doch Siegfrieds wechselvolle Schicksale, welche den ersten Theil der Sage bilden, keine geschichtlichen Anknüpfungen dar. In dem deutschen Gedichte steht Siegfried allerdings mehr als das Ideal eines Helden da, der zu sehr auf seine eigene Kraft sich verläßt und durch den Neid in der Blüte des Lebens untergeht. Aber wie die Erlegung des Drachen und die Erwerbung des Hortes schon hier einen mythischen Schein auf ihn wirft, so ist das noch mehr in der nordischen Fassung der Sage der Fall. Von dem kunstreichen Zwerg Regin erzogen, tödtet der Held dessen Bruder, den Riesen Fafnir, der in Drachengestalt auf dem Golde lag, welches die Götter zur Mordsühne seinem Vater Greidmarr gegeben, und raubt seinen Schatz. Er erweckt darauf die von Odin in einen Zauberschlaf versenkte Walkyre Brunhilde, verlobt sich mit ihr, vergißt sie aber durch einen Zaubertrank, den ihm Chrimhilde, die Mutter der Gudrun, gegeben, um ihn an ihre Tochter zu fesseln. Für ihren Bruder Gunare und in dessen Gestalt durchreitet er darauf die Weberlohe (die hin und her sich bewegende Flamme), die um den Saal der Brunhilde brennt, und erwirbt sie dadurch für ihn. Als später der Betrug entdeckt wird, fällt er durch die Eifersucht der Brunhilde, welche der Gudrun den schönen Gemahl neidet.

Müller hat in seiner Schrift über die Nibelungensage durch Vereinigung der verschieden lautenden Quellen die Sage auf die ursprüngliche Gestalt zurückgeführt, nach welcher die Hauptpunkte derselben, der Drachenkampf, die Erwerbung des

Hortes, die Befreiung einer schlafenden Jungfrau aus dem mit Flammen umgebenen Saale, die Vermählung des Helden und sein Tod in einem innern Zusammenhange standen. Dadurch, daß sich in dieser mit der Weberlohe umgebenen Burg, zu welcher man nur durch die Erlegung eines hütenden Drachen kommen kann, die Unterwelt erkennen läßt, begründet sich die Erklärung, daß die Siegfriedssage, nach welcher der Held eine Jungfrau, die nachher seine Gemahlin wird, wie Bacchus die Proserpine aus der Unterwelt heraufholt, der Mythus eines Naturgottes sei. Denn die Vorzeit dachte sich den Sieg des Frühlings über die Winterstürme als den Sieg eines milden Gottes über wilde dämonische Wesen; das Hervorsprossen der Gewächse erschien als die Folge der Verbindung, welche derselbe Gott mit einer Erdgöttin eingeht, die in der rauhen Jahrszeit in der Macht jener Dämonen in der Unterwelt befindlich ist, und durch ihn im wiederkehrenden Lenz ihre Befreiung erlangt. Das Absterben der Natur im Herbste stellte man sich als den Untergang des milden Gottes selbst vor. Flößen unsere Quellen reichlicher, schließt Müller, so würde sich diese Deutung nicht bloß auf den Zusammenhang des Mythus und auf analoge Ideen in der nordischen Religion stützen; Cultusgebräuche würden dann ihre Richtigkeit bestätigen. Jetzt kann man nur an den Streit des Sommers und Winters * und an die dramatische Darstellung des Drachenkampfs ** erinnern. Unter den nor-

* Am Mittelrhein herrscht folgende Sitte: Zwei Männer, Sommer und Winter genannt, der Eine in grünes Laub gehüllt, der Andere in Stroh gekleidet, treten mit einem Gefolge, das sich mit Stäben bewaffnet hat, auf, und kämpfen mit einander, bis der Winter unterliegt.

** Zu Mons wurde früher am Dreieinigkeitsfeste zum Danke für den Sieg, welchen Gilles de Chin über einen Drachen davon getragen, von mehrern Männern ein papierner Drache auf dem

dischen Göttern entspricht, wie Müller passend bemerkt, der holde milde Jahresgott Freyr, der nach einem Mythus von ähnlicher Bedeutung den Riesen Beli * erlegt, durch die erwärmenden Sonnenstrahlen, die mit der Weberlohe umgebene Gerdhr befreit und sich mit ihr vermählt, dem Siegfried der Nibelungensage. Zur Bestätigung dieser Identification dient noch, daß jener mit Freyr wahrscheinlich identische Frotho und Fridlev, der im Namen an Siegfried und Freyr, den friedlichen Gott, erinnert, Beide, nach der Sage bei Saxo, Drachentödter sind.**

Auch sonst noch begegnen wir Königen und Helden der deutschen verwandten Stämme unter den — Sternbildern. Ohne hier entscheiden zu wollen, ob die angelsächsischen Könige Hengist und Horsa (engl. horse: Roß) unter der Gestalt von Hengsten angebetete Sonnengötter waren — denen bekanntlich aus diesem Grunde Pferde geopfert wurden, aus ihrem Wiehern Weissagungen erzielt, eben weil sie die Gottheit selbst repräsentirten, wie in Rom die heiligen Hühner den Mars — oder leibhafte Regenten des Volkes? soll hier nur an den britischen König Arthur, in welchem man den niemals untergehenden Polarbären (Arcturus) erkannte, so wie die Tafelrunde der Kreis, den er

Markte nach einem Scheinkampf erlegt. (Wolf Niederl. Sagen Nr. 84.)

* Dieser ist wohl eine Personification der Frühlingsstürme, die der Lenzgott Freyr beschwichtigt, der darauf in der mildern Jahrszeit, wenn die sonnenhellen Tage wiederkommen, seine Braut, die ein tellurisches Wesen zu sein scheint, aus der Unterwelt befreien läßt, um mit ihr seine Vermählung zu feiern. Durch diese wird die Erde fruchtbar, und läßt aus ihrem Schooße Pflanzen und Kräuter hervorsprießen.

** Parallelen dieser Art sind wohl zu gestatten, da sonst noch die dänischen Erzählungen manche auffallende Aehnlichkeit mit der Nibelungensage haben.

durchläuft,* erinnert werden, so wie an den dänischen König Erich, nach welchem der dritte Wochentag benannt, weil er der nordische Mars und identisch mit dem germanischen Kriegsgott Ermin oder Hermann,** und unter Erichsstraße verstand man die Milchstraße.***

Wenn also auch der europäische Norden dieselben Erscheinungen darbietet, daß man Gestirne in Menschen verwandelte, so konnte im Orient, wo die Bildersprache erst nach dem Untergang des Heidenthums ganz verdrängt wurde, noch weniger das Bedürfniß nach Aufzeichnung von Begebenheiten, die nach unsern Begriffen eine Reichsgeschichte geben würden, gefühlt werden. Demungeachtet sprach man von Dschemschid „dem vierten Regenten der Pischdadier-Dynastie" bis jetzt wie von einem historischen Regenten, den der Usurpator Zohak von dem Throne stürzte; obgleich jeder dieser Fürsten ein Jahrtausend regiert haben soll; Dschemschid als Erfinder des Feuers, des Städtebaues, des Kalenders 2c. gepriesen wird, eine Dämonin zur andern Frau nahm, einen Becher besaß, in welchem er alle künftigen Generationen erblicken konnte, und zu seiner Zeit noch nicht Winter, Alter und Tod gekannt waren, die Menschen in ewiger Jugend lebten (Zend-Avesta I, S. 114); endlich den dreimündigen, sechsäugigen Zohak mit dem aus seinen Schultern hervorwachsenden Schlangenpaar, welchen Tyrannen der Prinz Pharidun nach einer tausendjährigen Herrschaft zwar derselben beraubte, ihn aber nicht tödten konnte, sondern an das Gebirg Damavend fesselte, wo er bis ans Ende der Welt

* Owen Cambr. biogr. s. v. Arthur. Auch Davies (Myth.) gesteht, Arthur sei a traditional character, totally distinct from the prince who assumed that name in the beginning of the sexte century.

** Eckhart, de usu et praest. Stud. etym. c. 4.

*** Hagens „Irmin" S. 41.

lebendig bleibt (Zend-Avesta I, S. 115. 147. 178). Selbst der sonst so scharfsichtige Joh. v. Müller glaubte an die geschichtliche Bedeutung dieser Regenten, weil auch das Schah Nameh des Ferdusi, das für ein historisches Epos gilt, ihrer erwähnt; obgleich nicht bloß Kenneir (Geogr. Memoirs hist. of the Persian empire p. 49), sondern schon Malcolm, der durch einen zwanzigjährigen Aufenthalt in Persien vor andern Reisenden eine genauere Kenntniß dieses Landes und Volkes sich verschaffen konnte, gegen die moslemitischen Geschichtschreiber warnen zu müssen meinte, weil gar keine Spur sich auffinden lasse, daß Persien vor der Einführung des Islams Geschichtsbücher besessen. * In neuester Zeit wurde seine Behauptung durch einen jüngern Orientalisten glänzend gerechtfertigt, dessen Worte die Zeitschrift „Ausland" (1845 Nr. 11.) wie folgt wiedergibt: „Sind erst die weitern Arbeiten über den Zend-Avesta ** ganz oder theilweise geendigt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß noch viele andere Fragen in mythologischer Beziehung gelöst werden, und dann erst kann eine richtige Würdigung des Schah-Nameh entstehen. Während die Gelehrten mehrmals und auf verschiedene Weise, aber nie mit Glück versucht haben, die persische Sage mit der persischen Geschichte der Griechen in Einklang zu bringen, löst der Zend-Avesta alle Schwierigkeit, indem er die Keime der spätern Sage in sich trägt, und zeigt, daß die Helden des Schah Nameh mythologische Personen sind, welche mit den historischen Herrschern Persiens nichts zu thun haben."

Ueber die Urgeschichte der Araber läßt sich kein günstigeres Urtheil fällen, „geschichtliche Erinnerung

* Malcolm Gesch. Pers. I, S. 273.

** Die heilige Schrift der Ghebern, die Zoroasters Lehre bekennen.

kam ihnen erst seit dem Auftreten Mahomeds zum Bewußtsein" (Bohlen Comm. z. Genes. Einleit. S. XVIII); im heidnischen Zeitalter dieses Volkes begegnet man nur Namen biblischer Patriarchen und andern aus dem Pentateuch uns bekannten mythischen Persönlichkeiten, wie der babylonische Nimrod, den noch die Rabbinen für den Mars und das Sternbild Orion abwechselnd erkannten.

Die Phönizier waren bekanntlich Nachbarn und Sprachverwandte der Araber, aber weil sie mit Aegypten und Griechenland durch Handelsverkehr in Berührung kamen, was bei einem Nomadenvolk, wie die Araber und Hebräer, nicht möglich war, so erklärt sich hieraus die Mischung mosaischer und hesiodischer Elemente in der als Regentengeschichte aufgefaßten Schöpfungsgeschichte der Phönizier, wie sie in einem von Eusebius uns aufbehaltenen Fragment des durch Philo von Byblus ins Griechische übersetzten Sanchuniathon sich unsern Blicken darstellt. Wir fügen sie in der Absicht, zu zeigen, wie die Alten Geschichte schrieben, hier wörtlich bei:

„Um eben diese Zeit lebte Elion, genannt: der Allerhöchste, seine Gemahlin hieß Beruth (die Tanne*). Von ihnen wurde Autochthon (d. i. Erdmann, begreiflich, weil die Bäume aus der Erde kommen) erzeugt. Nach ihm wurde seiner Schönheit wegen das erhabene Element über uns Uranus (Himmel) genannt. Seine Schwester war Ge (Erde) und wegen ihrer schönen Gestalt belegte man die Erde mit ihrem Namen. Elion wurde in einem Kampfe mit wilden Thieren getödtet.** Uranus folgte seinem

* Man darf hier nicht übersehen, daß Eljun auch Elon d. i. Eichbaum heißt, also Eiche und Tanne die Ureltern des Menschengeschlechts, wie im nordischen und sächsischen Schöpfungsmythus Esche und Erle.

** Die Thiere im Thierkreis sind gemeint, diese zerstückeln den

Vater in der Regierung, vermählte sich mit seiner Schwester, und zeugte mit ihr vier Söhne, den Ilus, von den Griechen Kronus genannt,[1] den Betylus,[2] den Dagon, oder wie die Griechen ihn heißen: Siton, d. i. den Nahrungsspender und den Atlas.[3] Auch von andern Frauen hatte Uranus eine zahlreiche Nachkommenschaft. Darüber ward Ge so unwillig, daß sie in ihrer Eifersucht den Uranus beschimpfte, worauf sie sich von einander zu trennen beschlossen. Sobald Kronus sein Mannesalter erreicht hatte, nahm er sich seiner Mutter an; und durch Beistand seines Raths, des Hermes, beschützte er seine Mutter gegen seinen Vater Uranus. Kronus zeugte die Persephone[4] und Athene. Als nun Hermes die Gefährten des Kronus mit zauberischen Worten anredete, flößte er ihnen dadurch das Verlangen ein, zum Besten der Ge den Uranus zu bekriegen. Dadurch entriß Kronus seinem Vater die Regierung und herrschte statt seiner. Dann ließ Kronus seine Wohnung mit einer Mauer umgeben,[5] und erbaute die erste phönizische Stadt Namens Byblus. Bald darauf faßte er gegen seinen

Esjon als Gott der Zeit oder des Jahrs, wie die Titanen den Dionysus und Osiris.

[1] Er ist sein eigener Vater Esjun, als wiedergebornes Jahr.

[2] So hießen die göttlich verehrten Hermen oder viereckigen Steine, denen ein Kopf aufgesetzt war.

[3] Hier ist zu beachten, daß in der griechischen Mythe Atlas ein Astrolog und Vater der Plejadensterne ist, deren Aufgang am Horizont den Frühling verkündet; also ist auch er ein Zeitsymbol.

[4] Die Todtengöttin, Pluto's Gemahlin; sie ist darum des Kronus Tochter, weil Alles Zeitliche dem Tode unterliegt.

[5] Nach der Meinung der Araber wohnt Saturn im siebenten Himmel in einem wohlverwahrten Schlosse, und ein Sprichwort (in der Fabel des Bidpai) lautet: Er war so schlau, daß er Saturns feste Burg untergraben hätte (Hammers Fundgr. d. Or. I. S. 9). Die Babylonier machten ihn zum Erbauer der Burg in Babel (Ammian Marzellin 23, 8). Das Urbild dieser Burg befindet sich aber im siebenten Himmel in der Sphäre Saturns, der deßhalb bei den Phöniziern und Chaldäern als Jao: „der über den sieben Bergen" genannt wurde (Lyd. de mens. IV, 38).

eigenen Bruder einen Argwohn, warf ihn auf Anrathen des Hermes in eine Höhle und begrub ihn.[1] Die Verbündeten des Ilus oder Kronus hießen Elohim,[2] und könnten auch Kronier (oder Saturnier) heißen. Kronus erstach seinen Sohn Sadid, welchen er im Verdacht hatte, mit seinem eigenen Schwerte, und dadurch, daß er ihm so das Leben raubte, wurde er der Mörder seines eigenen Blutes.[3] Bald darauf schnitt er auch der eigenen Tochter den Kopf ab, eine Handlung, worüber alle Götter erstaunten. Unterdeß schickte der noch immer flüchtige Uranus seine Tochter Astarte mit ihren zwei andern Schwestern Rhea und Dione ab, damit sie den Kronus durch List zu Grunde richten möchten, allein dieser nahm sie gefangen und vermählte sich mit ihnen.[4] Auf diese Nachricht schickte Uranus gegen den Kronus die Eimarmene (das Schicksal) und die Hora (Zeit) mit einem Kriegsheer, allein Kronus (als die männliche Personification der Zeit) erwarb sich ihre Liebe und behielt sie bei sich. Ferner sagt man, erfand der Gott Uranus die Bätylien, indem er beseelte Steine verfertigte. (Es ist hier an Luftsteine zu denken, die der Himmel, also Uranus, auf die Erde schickt. Für beseelt hielt man sie, weil

1 Dies muß von dem heliakischen Untergang des Gestirns verstanden werden.

2 Ilus ist der biblische Gottesname El (Gott), eigentlich Saturn als höchster (Elion) der Planeten, die andern sechs Planetengeister sind seine Verbündeten, die bei dem Schöpfungswerke participiren, 1 Mos. 1, 1. vgl. V. 26. und mit denen er sich bei andern Unternehmungen berathet, vgl. 11, 7.

3 Sadid heißt Zerstörer, hier ist also der Sohn ein personifizirtes Prädicat des Vaters, nämlich der sich selbst auflösenden Zeit. Daher tödtet Kronus auch seine Tochter, d. h. sein weibliches Ich.

4 Sonne und Mond dachten sich die Alten als ein Ehepaar, darum vermählt sich der Jahrgott Kronus mit der „Sternkönigin" Astarte oder Astroarche — denn Luna führt die Sterne an — aber auch mit ihren Schwestern Rhea und Dione, denn alle drei Schwestern sind die eine Luna: im zunehmenden, vollen und abnehmenden Monde.

man sich dachte, daß die Gottheit in ihnen ihre Wohnung aufgeschlagen, weshalb sie auch in den Tempeln zur Anbetung ausgesetzt waren). Kronus hatte von der Astarte sieben Töchter, Artemiden [1] genannt, von der Rhea bekam er auch sieben Söhne, [2] wovon der jüngste (der Sabbat) gleich nach seiner Geburt geheiligt wurde. Von der Dione (d. i. Venus, Hesiod. Th. 17), hatte er auch noch Töchter, und von der Astarte noch zwei andere Söhne, den Pothos (das Verlangen) und Eros (die Liebe). Dagon erfand den Ackerbau, davon erhielt er den Namen Arotrius. [3] Dem Sydyk, d. i. dem Gerechten (eigentlich Kronus als Todtenrichter im Tartarus, der unterirdische Osiris, Serapis) gebar eine der Artemiden, den Aesculap (weil aus dem Tode neues Leben sich erzeugt). Dem Kronus wurden noch drei Söhne geboren, einer hieß wie der Vater Kronus (das wiedergeborne Jahr), die andern zwei: Belus (die Sonne) und Apollo (der Lenz). Ilus, d. h. Kronus, legte sich im 32sten Jahre seiner Regierung in einer bergigen Gegend in einen Hinterhalt gegen seinen Vater Uranus, und als er sich seiner bemächtigt hatte, schnitt er ihm das Zeugungsorgan ab. [4] Als Uranus seinen Geist aufgegeben hatte, [5] wurde er vergöttert (!); sein Blut vermischte sich mit dem Wasser der nahen Quellen und Flüsse. Noch jetzt wird der Ort gezeigt. [6] Das sind die

[1] Die sieben Nächte einer Mondphase, denn Artemis ist Diana.

[2] Die sieben Wochentage.

[3] Also Dagon ist der alles zur Reife bringende Saturn, der als Urheber des Feldbau's in Sicilien und Latium verehrt wurde, daher die Fruchtgöttin Ops dort seine Gemahlin.

[4] D. h. er machte seiner Wirksamkeit ein Ende. Dieselbe Idee drückt die in Koptus stehende Bildsäule des Horus aus, der als Ueberwinder Typhons dessen Schamtheile in der Hand hat.

[5] ἀπηϱτίσϑη αὐτȣ̃ το πνεῦμα.

[6] Folglich sollte man schließen, liegt hier ein historisches Factum

Thaten des Kronus, seine Regierungsperiode war das goldene Zeitalter. [1] Damals beherrschten Astarte die Große, Zeus Demaroon und Adod, [2] der König der Götter, das Land mit Einwilligung des Kronus. [3] Astarte setzte zum Zeichen der königlichen Würde einen Stierkopf auf ihr Haupt. [4] Auf ihrem Umkreis um die Welt fand sie einen von dem Himmel herabgestürzten Stern. Sie hob ihn auf (!) und widmete ihn in der heiligen Insel Tyrus den Göttern. Nach den Phöniziern soll Astarte einerlei mit Aphrodite sein. (Muthmaßliche Anmerkung Philo's). Kronus schenkte bei seinem Weltumlaufe seiner Tochter Athene das Königreich Attika. (Eigentlich wurde dieses Land nach der Verehrung der mit Athene identischen Nymphe Atthys benannt. Die Zusammenstellung des Hermes mit der Athene erklärt sich aus der Identität beider Gottheiten, was auch die Bildsäulen, Herm-Athenen, beweisen). Bei einer großen Hungersnoth und Pest opferte Kronus seinem Vater Uranus (den er doch selbst entmannt und später auch getödtet hatte!) seinen einzigen Sohn; er beschnitt sich und befahl seinem ganzen Heere das Gleiche zu thun. [5] Bald darauf

zum Grunde. Zeigt man doch auch jetzt noch in Syrien die Stelle, wo Lot's Frau in eine Salzsäule verwandelt worden!

1 Diese Worte gehören wohl nicht dem Sanchuniathon, sondern dem griechischen Uebersetzer.

2 Der biblische Hadad. Der Name bedeutet: Einziger.

3 Weil die Götter nur die einzelnen Theile des Zeitgotts sind.

4 Diese wunderliche Beweisführung ihrer Regentenwürde erklärt sich aus dem semitischen Wortspiel zwischen Sor (Ochse) und Sar (Fürst). Die Hörner sind hier weniger Symbole der Macht als der Lichtstrahlen. Diese Göttin hieß bei den abgöttischen Hebräern, wie die Stadt ihres Cultus (1 Mos. 14, 5): Astaroth Karnaim, d. i. die gehörnte Astarte.

5 Dies erinnert an die Beschneidung Abrahams und aller seiner Hausgenossen, gleichwie an die, wenn auch nur beabsichtigte Opferung Isaaks, welcher — obschon er der jüngere Sohn — im Opferkapitel (22, 2.) als der Einzige bezeichnet wird. Dazu kommt noch, daß Eusebius den Opferer Israel und seinen Sohn Jeud (d. i. der Einzige) nennt, zugleich bemerkt, daß Israel der Kronos der Phö-

vergötterte er (warum?) seinen andern eben gestorbenen Sohn, Namens Muth,[1] den ihm Rhea geboren hatte. Kronus schenkte dann die Stadt Byblus der Göttin Dione,[2] Berytus aber (weil es am Meere liegt) dem Poseidon und den (der Schiffahrt vorstehenden) Cabiren, und den Fischern, welche zu Berytus die Ueberbleibsel (?) des Meergotts Pontus verehren. Aller dieser Dinge wegen verfertigte der Gott Thaut, indem er dem Uranus nachahmte, die Gesichter (ὄψεις) der Götter, des Kronus und Dagon und der übrigen, um daraus die heiligen Charaktere der Buchstaben zu machen. Er gab dem Kronus zum Zeichen der königlichen (!) Würde vier Augen, zwei vorn und zwei hinten, zwei davon schienen zu schlafen, die andern standen offen. An die Schultern setzte er vier Flügel, wovon zwei ausgebreitet, zwei aber zusammengeschlagen waren und herabhingen. Dieses Sinnbild sollte anzeigen, daß Kronus im Schlafe wache, und wachend schlafe. Den übrigen Göttern gab er nur zwei Flügel auf den Schultern, um dadurch ihre Abhängigkeit von dem Kronus anzudeuten. Dem Kronus heftete er noch an den Kopf zwei Flügel,[3] wovon der eine seine Einsicht in die Regierungskunst (?), und der andere seine Empfindungskraft (?) bezeichnete. Als Kronus in das mittägliche Land kam (d. h. als der Sonnen-

nizier sei; die Beschneidung aber gehörte — als stellvertretende Opferung eines Körpertheils anstatt des ganzen Menschen — zu dem Cultus des Kronus oder Saturn. Israel heißt: Oberster der Götter (nach biblischer Namensdeutung: der mit Gott gestritten!!) dies war das Prädicat des Kronus als vornehmster Planet. Ob nun der biblische Referent den Sanchuniathon ausgeschrieben oder dieser die mosaische Urkunde, ist eine Frage, deren Beantwortung wir hier noch aufsparen müssen.

1 So heißt im Phönizischen der Tod.

2 Aphrodite hieß auch Byblis, nach ihrem Cultus die Stadt.

3 Also im ganzen sechs Flügel, so viele haben auch die Seraphim in der Vision des Jesaia.

gott bei seinem Kreislauf durch den Zodiak in die südliche Hemisphäre ankam, und somit Jahresmitte bewirkte, also um die Sommerwende zur Zeit, wo der Hundsstern heliakisch aufgeht) schenkte er dem Gotte Thaut (d. i. dem Repräsentanten des Hundsstern oder Sirius) ganz Aegypten, und machte ihn darüber zum König (weil Aegypten nach Siriusperioden rechnet, und auch das einfache Jahr um Sommermitte eröffnet). Diese Dinge sagt man, haben zuerst die Söhne Sydyks oder die Cabiren und ihr achter Bruder Asklepius (Aesculap) auf das Gebot des Thaut durch ihre Schriften aufbehalten." Die Söhne Sydyks, wie Kronus in Phönizien hieß, sind die Planeten; der hundsköpfige Aesculap (s. weiter unten) der Hundsstern, der über alle Fixsterne erhaben, beim Anfang des ägyptischen Jahres allen andern vorausgeht. Diese können unmöglich Bücher geschrieben haben, sondern ihre Priester, um in den Mysterien die Initiirten über die Natur der Götter, d. h. in der Physik und Sternkunde zu belehren. Diese Notiz Sanchuniathons stimmt auch auffallend mit dem Bericht des ägyptischen Priesters Manetho überein, welcher sagt: Hermes (Thaut, Mercur) habe sich des Rathes Aesculaps — dieser ist von Mercur nicht verschieden, denn Beider Attribute sind der Hund, der Hahn und der Schlangenstab — bedient, um auf Säulen (Thautsäulen, Hermen) seine Entdeckungen und die Grundregeln aller Wissenschaft zu entwerfen. War der Repräsentant des Sirius Erfinder der Zeitrechnung, Astronomie und Schriftkunde, so muß, da die Schrift aus Bildern der Götter, d. h. der personifizirten Zeittheile bestand, die älteste Theologie aber Kalenderreligion war, Thaut oder Hermes auch Begründer des Cultus gewesen sein. Darum malte Thaut die Bilder der Götter Kronus, Uranus und Dagon. Denn in der Urzeit malte oder zeichnete

man die Kalenderregeln in Bildern an die Mauern der Tempel als die einzigen Vereinigungspunkte für die dem Ackerbau ergebenen Völker; auch darum, weil die den Göttern gefeierten Feste Naturfeste waren, sich nach dem Stand der Sonne richteten. Was aber die von dem Gott inspirirten Priester verrichteten, sollte dieser selbst gethan haben.

Ein würdiges Seitenstück zu dem hier mitgetheilten Fragment des Sanchuniathon bietet die Beschreibung der Siege des Osiris, die wir dem noch jetzt im Rufe eines Historikers stehenden Diodor verdanken. Er berichtet (1, 17 ff.): „Da Osiris ruhmbegierig und wohlthätig war, brachte er ein großes Heer zusammen, in der Absicht, die ganze Welt zu durchziehen, und die Völker im Wein- und Feldbau zu unterrichten, denn er hoffte dieser wichtigen Verdienste willen einst göttlicher Ehre theilhaftig zu werden. Und so geschah es auch. Nicht nur seine Zeitgenossen (!!), welchen die Gabe zu gut kam, sondern auch alle spätern Geschlechter verehrten diejenigen, welche so angenehme Nahrungsmittel entdeckt und eingeführt hatten, als Götter. Nachdem Osiris in Aegypten die nöthigen Einrichtungen gemacht, übergab er seiner Gemahlin Isis die oberste Gewalt, und stellte ihr als Rathgeber den Hermes zur Seite, weil dieser sich durch Klugheit auszeichnete. Als Oberfeldherrn im Reich ließ er den Hercules zurück, einen seiner Verwandten, der wegen seiner Tapferkeit und Körperstärke bewundert war. Zu Statthaltern bestellte er in den gegen Phönizien und am Meere gelegenen Ländern den Busiris, und in den an Aethiopien und Libyen grenzenden den Antäus. Nun brach er von Aegypten auf mit seinem Heer, er nahm auf seinem Zuge auch seinen Bruder mit sich, den die Griechen Apollo nennen. Dieser war ebenfalls Entdecker (!) eines Gewächses, nämlich

des Lorbeers. Den Osiris begleiteten auf seinem Heereszuge zwei Söhne Anubis und Macedo. Sie thaten sich durch Tapferkeit hervor, schon ihre Rüstung war eine ungewöhnliche, sie war von zwei Thieren genommen, die als Sinnbilder ihres Muthes gelten konnten. Anubis nämlich hatte ein Hundsfell, und Macedo eine Wolfshaut über sich geworfen. Deswegen (?) wurden auch diese Thiere in Aegypten verehrt. Ferner nahm Osiris auf seinem Zuge den Pan mit sich, der in Aegypten (als Bock) verehrt wird. Auch des Feldbau's kundige Männer waren im Gefolge des Osiris, Maro, welcher den Weinbau, und Triptolemus, der der Besorgung des Getreides vorstand. Als Alles gerüstet war, trat Osiris die Wanderung durch Aethiopien an, nachdem er den Göttern gelobt hatte, das Haupthaar wachsen zu lassen, bis er nach Aegypten zurückkäme. Während er in Aethiopien war, wurden ihm die Satyrn vorgeführt, eine Völkerschaft, die an den Hüften behaart ist, denn Osiris lachte gern und war ein Freund der Tonkunst und des Tanzes. Darum hatte er auch eine Gesellschaft von Musikern um sich, und darunter neun Jungfrauen, welche gute Sängerinnen und sonst auch gebildet waren. Ihr Vorsteher war Apollo. Die Satyrn, die sich zu jeder Art von Spiel und Belustigung eignen, wurden auf die Wanderung mitgenommen; denn Osiris war nicht kriegslustig und wollte Niemand in Schlachten und Gefahren treiben; er wurde ja als Wohlthäter von jedem Volke wie ein Gott (!) aufgenommen. In Aethiopien machte er die Einwohner mit dem Ackerbau bekannt, gründete Städte, und ließ dann Statthalter und Einnehmer der Abgaben (!) im Lande zurück. Während man damit beschäftigt war, geschah es, daß der Nil, um die Zeit, wo der Stern Sirius mit der Sonne auf-

geht, — wo gewöhnlich der Strom am stärksten anwächst — durchbrach und einen großen Theil Aegyptens überschwemmte, den hauptsächlich, über welchen Prometheus die Aufsicht hatte, so daß in dieser Gegend beinah Alles umkam. Aus Betrübniß wollte sich Prometheus schon das Leben nehmen. Wegen der Geschwindigkeit und Heftigkeit, womit der Strom sich ergoß, nannte man ihn den Adler (!) Der unternehmende Hercules aber voll Entschlossenheit und Eifer, verstopfte schnell die durchgebrochene Oeffnung und leitete den Fluß in sein voriges Bett zurück. Diese Begebenheit (!) haben griechische Dichter in die Fabel eingekleidet: Hercules habe den Adler getödtet, der an der Leber des Prometheus fraß. Der älteste Name des Flusses war Okeamo (?), soviel als Ocean im Griechischen; darauf hieß man ihn den Adler, wegen des Durchbruchs; später wurde er Aegyptus genannt, nach einem König des Landes. Dafür zeugen die Worte Homers (Odyss. 14, 258). Zuletzt erhielt der Fluß seine heutige Benennung von einem König Nileus (!) Osiris zog noch bis an die Grenzen Aethiopiens, sodann ließ er den Strom auf beiden Seiten eindämmen, daß er zur Zeit des Anschwellens das Land nicht mehr stärker als es zuträglich wäre, überschwemme, daß aber doch durch die zu diesem Zwecke erbauten Schleusen gerade so viel Wasser als nöthig ist, langsam hereingelassen werden konnte. Hierauf setzte er seine Wanderung fort durch Arabien, am rothen Meere hin, bis zu den Indern und an die Grenze der Welt. Er gründete auch in Indien viele Städte, eine derselben nannte er Nysa, um ein Andenken an die in der Gegend Aegyptens gelegene Stadt, in welcher er erzogen war, zurückzulassen. In dem indischen Nysa pflanzte er Epheu, ließ auch noch viele andere Spuren seines Aufenthaltes in jener Gegend zurück, welche die

spätern Inder veranlaßten, Zweifel über die Abkunft des Gottes zu erregen, und zu behaupten, er stamme aus Indien. Ueberall ließ er Säulen zur Erinnerung an seinen Siegeszug errichten. Er durchzog noch die übrigen Länder Asiens, und fuhr dann über den Hellespont nach Europa herüber. In Thracien tödtete er den König Lycurg, der sich seinen Unternehmungen widersetzte. Den Maro, der schon in hohem Alter stand, ließ er als Aufseher über die Pflanzungen in diesem Lande zurück, und hieß ihn eine Stadt erbauen, die er nach seinem Namen Maronea nannte. Sein Sohn Macedo mußte als König in dem nach ihm benannten Lande Macedonien bleiben, und Triptolemus die Aufsicht über den Landbau in Attica führen. So hatte Osiris endlich die ganze Welt durchwandert, und sich um die Menschheit durch die Mittheilung der mildesten Früchte verdient gemacht. Wo der Weinstock nicht gedieh, dort lehrte er ein Getränk aus Gerste bereiten. Bei seiner Zurückkunft nach Aegypten brachte er überallher die herrlichsten Geschenke mit, und mit allgemeiner Uebereinstimmung ward dem edlen Wohlthäter die Unsterblichkeit und gleiche Ehre mit den Himmlischen zuerkannt. Nachdem er von den Menschen zu den Göttern hinübergegangen war, wurden ihm von Isis und Hermes Opfer gebracht, und was sonst zur Verehrung der Götter gehört. Sie verbanden mit seinem Dienste geheime Weihen, und führten viele heilige Gebräuche ein, um die Macht dieses Gottes zu verherrlichen."

Bevor wir den mythologischen Commentar zu dieser sein sollenden Geschichte eines Eroberungszuges beifügen, sei es erlaubt, daran zu erinnern, daß Meiners schon Diodors Schilderung Aegyptens, welcher dieses Reich in seinem bereits gräcisirten Zustande unter

der Herrschaft des Ptolomäus Auletes gesehen, — wo seit der Eroberung des Landes durch Alexander, wenigstens am Hofe und unter den Gelehrten, griechische Sprache, Denkart und Vorurtheile überwogen, ägyptische Gottheiten griechische Namen erhielten u. s. f. — als falsch verworfen hat. „Was sich von ägyptischen Gebräuchen und Meinungen beim Herodot den griechischen nur näherte, ist im Diodor schon völlig mit ihnen zusammengeflossen. Zu Diodors Zeit hatten auch die heiligen Göttersagen (ιεροι λογοι) an Zahl wie an griechischer Bildung zugenommen, waren ganz aus der Mythologie der Griechen abgeleitet, oder doch auf sie gegründet, damit man die Hellenen desto bequemer von ihrer ägyptischen Abkunft überzeugen konnte. Die ägyptischen Götter hatten alle Attribute der griechischen Mythologie erworben. Wenn eine solche Verwandlung nicht leicht war, so fing man an, aus einer Gottheit mehrere zu machen; diese Verlegenheit machte auch eine Distinction der Götter nothwendig, die man vorher gar nicht gekannt hat.“ Diodor muß übrigens, fügt Meiners hinzu, gefühlt haben, wie sehr die Nachrichten, die er mittheilen wollte, von der Beschreibung seiner Vorgänger im historischen Amte abwichen, weil er sie allesammt und sonders durch einen allgemeinen, durch keine bestimmte Gründe bewiesenen Vorwurf verdächtig zu machen sucht. „Sie zogen alle,“ sagt er, „das kindische Vergnügen, ihre Leser durch wunbare Märchen zu amusiren, der strengern aber weniger angenehmen Erzählung historischer Begebenheiten vor.“

Nun denn so laßt uns diese historischen Begegenheiten mit der Fackel der mythologischen Wissenschaft beleuchten, um zu ermitteln, ob die Aechtheit der Farben dieses Gemäldes sich auch dem aufmerksam prüfenden Blicke bewähre? Osiris soll den

Wein- und Feldbau gelehrt haben! Dies heißt im unverblümten Style: der Sonnenstrahl fördert die Vegetation. Die Reise des Osiris um die Welt ist jene des Tageslichts. In seiner Abwesenheit regiert das nächtliche Gestirn oder es ist Dämmerung. Der Letztern steht der Gott der Zeitgrenzen vor, nämlich Hermes, darum ist er der Isis zur Seite, welcher als der Mondgöttin nach Osiris die höchste Macht gegeben ist. Hercules, der Träger des Löwenfells, ist der Oberfeldherr im Reiche, weil Aegypten mit dem Monate des Löwen (Julius) d. i. nach Sommermitte die Monate zu zählen beginnt. Busiris und Antäus, die von Hercules erlegten Feinde, sind Repräsentanten des dem Zeichen des „Löwen“ (Hercules), in welchem vor der Präcession der Nachtgleichen die Sommerwende eintrat, entgegengesetzten Zeichens des „Wassermanns“, in welchem die Winterwende erfolgte. Darum sind Antäus und Busiris die Söhne Neptuns (Pind. Isthm. 3, 70. Apollod. Bibl. II, 5, 11.). Daß Diodor den Apollo, dessen Stelle Horus in Aegypten vertrat, einen Bruder des Osiris nennt, anstatt dessen Sohn, ist ein anderer Beweis seiner mangelhaften Kenntniß der Landesreligion. Wie Antäus und Busiris das winterliche Solstitium vertreten, so die beiden Begleiter des Osiris auf seinem Heereszuge, der Hund Anubis und der Wolf Macedo das Sommersolstiltium, welches am l ä n g s t e n Tage — worauf der Name des M a c e d o anspielt, eintritt, wo der Hundsstern mit der Sonne aufgeht. Hund und Wolf sind Eine Thiergattung. Darum ist Macedo in eine Wolfshaut gehüllt, und von Macednus, dem Sohn des in einen Wolf verwandelten Lycaon (Apollod. III, 8, 1.) nicht verschieden. In Macedonien, das nach dem Wolfscultus genannt ward, weil man daselbst am längsten Tage, beim Sichtbarwerden des Sirius, das Jahr eröff-

nete, in Macedonien also mochte Macedo, d. h. der Sonnengott, unter diesem Namen gekannt sein, schwerlich aber in Aegypten, wo er ebensowenig als Antäus verstanden ward. Diodors Pan hieß in Aegypten Mendes, und wenn Pan nebst den Satyrn den Osiris begleiten, so geschah es nicht, wie Diodor angibt, weil Osiris „gern lachte" — denn nur Typhon der Gegner des Osiris, wird auf Bildwerken (im Tempel zu Edfu) mit lachender Miene angetroffen, die andere Gottheiten nicht, auch die ägyptischen Priester lachten nie, denn sie hielten dies für ein Kennzeichen des bösen Princips — sondern weil in Indien ebenfalls den Sonnenhelden Rama auf seinem Eroberungszug nach Ceylon der Windgott Hanuman, der Sohn des Pavana (Pan) mit einer Affenschaar begleitet. Wem aber diese Erklärung nicht genügt, der erinnere sich, daß die affengestaltigen Cercopen dem Lichthelden Hercules dienten, weil — der Wind wie die Sonne die schädlichen Sümpfe austrocknet, Satyrn aber sind Affen (Plin. H. N. 8, 54.). Als Weinpflanzer und Ackerbauer nimmt Osiris auch den Maro — ein Wagenführer des Bacchus und Sohn Silens (Nonn. Dionys. 11, 121. 18, 49.) eigentlich Bacchus selbst (Tibull. IV, 1, 57.), daher merum im Lateinischen Wein bedeutet — und den (von Ceres begünstigten) Triptolemus mit sich. Beider Name ist griechisch, in Aegypten waren sie unbekannt, zumal die ägyptischen Priester sich des Weines enthielten, ihn ein Geschenk Typhons, des bösen Geistes, nannten, wie sollte dennoch Osiris ihn gepflanzt haben? Also hat Diodor auch hier den Osiris mit dem Dionysus verwechselt. Daß Osiris das Haupthaar wachsen läßt, bis er nach Aegypten kommt, bezieht sich auf die Strahlen der Sonne, welche bis zum längsten Tage zunehmen; am kürzesten Tage, wo die Sonne geboren wird, hat das Kind Harpokrates

nur Eine Locke, im Frühjahr ist er der gekräftigte Horus, gleich seinem Vater Osiris geziert mit dem Barte — obgleich Aegyptens Priester sich den Bart schoren, aber dem Gott durfte der Bart als Symbol der Sonnenstrahlen so wenig als das Haupthaar fehlen — um Sommermitte, wo Aegypten das Jahr eröffnete, ist der Sonnengott: Osiris, und kommt von seinem Siegeszuge durch die Welt d. h. von seiner Jahresreise durch den Thierkreis nach Aegypten zurück, von wo er um Sommermitte, beim Aufgang des Hundssterns, mit dem Hund Anubis und dem Wolf Macedo ausgegangen war. Jetzt läßt er sein Haupthaar scheeren, wie im Cultus die Verehrer des Abas in Griechenland in der Sommerwende zu thun pflegten. Weil Diodor den Osiris mit dem Dionysus verwechselte, so gibt er ihm auch die Musen zu Gesellschafterinnen, denn diese bildeten auch, aus gleichem Grunde, wie die Horen, nämlich weil sie die einzelnen Theile der Zeit sind, des Bacchus Gefolge. Unbegreiflich bleibt, wie Diodor den an den Kaukasus gefesselten Prometheus nach Aegypten versetzen, ja sogar seinen Adler für den Nilstrom ausgeben konnte! Die Berufung auf Homer, daß Aegyptus ein König des Landes geheißen, läßt sich aus dem betreffenden Vers nicht erweisen, dort ist nur von dem „Strom Aegyptus" die Rede. Der Nil wurde auch als Zeitstrom aufgefaßt, in diesem Sinne Osiris mit dem Nil identifizirt; in diesem Sinne also konnte Aegyptus so viele Söhne als das Jahr Wochen haben, die an die 50 Danaiden vermählt werden, welche in löcherige Fässer Wasser schöpfen, und an die 360 ägyptischen Priester erinnern, die jeden Tag Wasser aus dem Nil tragen (Diod. 1, 97.). Auch einen König Nileus hat es nie gegeben, sondern der Fluß hieß so von seiner dunkeln Farbe (vgl. Bohlen alt. Ind. u. Aeg., wo auch Aegyptus aus

dem sanskritischen akuptas, das etwas Einschließendes bedeutet, hergeleitet wird). Daß Osiris in Indien einen Ort Nysa benannt haben soll, nach seinem ägyptischen Geburtsorte gleichen Namens, muß umgekehrt verstanden werden, denn das älteste Nysa ist in Indien, bedeutet in der Landessprache Dunkelheit (Nisha), der indische Sonnengott hieß Dewa nishi d. i. der Gott, den die Nacht gebar. Daraus bildeten die Griechen ihren Dionysus, den sie, wie Diodor den gräcisirten Osiris, einen Triumphzug nach Indien machen ließen! Die Säulen, die Osiris — wie Sesostris und Hercules ebenfalls — zum Gedächtniß seines Siegeszuges errichten ließ, sind Säulen des Thaut oder Hermes. Man findet sie auf der Bembinischen Isistafel an den beiden Endpunkten des Thierkreises zur Bezeichnung der Solstitien. Des Osiris Feindschaft gegen Lycurg erinnert wieder an Dionysus, der als Repräsentant der erfrischenden Feuchte vor dem ausdörrenden Hundsstern, dem Wolf Lycurg, sich in die Fluten verbergen mußte. Daß Osiris den Lycurg tödtete, bezieht sich auf den Austritt des Nil in den Hundstagen, wodurch der verderblichen Kraft der austrocknenden Glutsonne entgegen gewirkt wird; denn Osiris ist Nilus; selbst den Todten spendet er, wie man auf Mumienkisten liest, vom erfrischenden Wasser des Nils.

Daß Herodots Autorität als Geschichtschreiber nicht höher anzuschlagen sei als jene des Diodor, ist schon oben angedeutet worden. Es darf also erlaubt sein, die Säulen des Sesostris für jene des Osiris gelten zu lassen. Lucan's (Phars. 10, 276.) Vers:

„Venit ad occasus mundique extrema Sesostris,"

bezieht sich, wenn auch der Dichter selbst es nicht ahnte, weil sein Zeitalter die Priesterlegenden

Aegyptens nicht mehr verstand, und daher im buchstäblichen Sinne auffaßte — Lucan's Vers also bezieht sich nur auf den Jahreslauf des Sonnengotts durch den Zodiak. Diese Auslegung hatte schon der französische Geschichtsforscher de Paw im ersten Theile seiner „Recherches philosophiques sur les Egyptiens" unternommen. Er bemerkt dort: „Man hat zwar keine günstigere Epoche ausfindig machen können, um die Colonisirung China's durch Aegypter zu beweisen, als indem man sich auf die Expedition des Sesostris berief, aber diese ist, wie ich nach genauer Untersuchung der Sache behaupten darf, nur eine Priesterfabel, die auch des entferntesten Scheines von Wahrheit entbehrt. (On a soutenu quil n'y avoit pas d'époque plus favorable dans l'histoire de l'Egypte pour envoyer une colonie à la Chine, que l'expedition de Sésostris que j'ai examinée avec beaucoup d'attention, et je puis dire que c'est une fable sacerdotale ou il n'y a pas la moindre realité.) Diese vorgebliche Expedition, fügt er hinzu, hat, ganz wie jene des Osiris nach Indien, nur Beziehung zum jährlichen Lauf der Sonne, darum nimmt auch Sesostris unermüdlich seine Richtung von Ost nach West, und sein Umkreis um die Welt konnte daher ohne Schwierigkeit statt finden. (Cette pretendue expédition a indubitablement rapport au cours du soleil, tout comme celle d'Osiris; aussi voit-on Sesostris marcher sans cesse de l'Orient vers l'Occident. Ainsi il fit le tour du globe et conquit par consequent la terre habitable, ce qui n'est q'une bagatelle.) Wie man die Götter als Urheber aller Wissenschaft und der Gesetze bezeichnete, so konnte man die Eintheilung Aegyptens in 36 Kreise, welche den 36 Decanen im Zodiak entsprechen sollten, deren jeder 10 Tage eines Monats regiert — auf Sesostris zurückführen (Diod. 1, 54.) Daß Diodor ihn

Sesoosis nennt, ist Beweises genug, daß er der Sonnengott in seiner Vereinigung mit dem Sirius sei, denn Soos bedeutet im Griechischen: Heil. Weil der Aufgang des Sirius den Austritt des befruchtenden Nil ankündigt, hieß er Stern des Heils; bei den Aegyptern bedeutete Soth — dies war dort die Benennung des Hundssterns — s. v. a. Stern (sidus). Aus Soth wurde Sostris, Se-sostris, bei Diodor aus Soos Se-soosis. König Aegyptens war er, weil das ägyptische Jahr mit dem Aufgang des Sterns Soth seinen Anfang nimmt. Aber in der Wirklichkeit regierte er ebenso wenig als der Assyrer König Xi-suthrus, unter dem die große Flut kam. Die Beziehung des Sesostris zum Nil läßt sich aus Diodor 1, 57. erkennen. Wenn es ebendaselbst heißt, er habe ein zwei hundert und achtzig Ellen langes, äußerlich vergoldetes, von innen versilbertes Fahrzeug dem Gott geweiht, welcher in Thebä (d. i. der Stadt des Schiffes) verehrt ward, geweiht, so muß man wissen, daß, weil der Cultus von der Gottheit selber abgeleitet wird, Sesostris sich selbst diese Verehrung erwies. Darum liest man ebendaselbst, daß er im Tempel des Hephästus zu Memphis — dessen Priester war Sethon, eigentlich aber der Gott selbst, weil auch Typhon, der bald mit Feuer, bald mit Wasser die Welt verwüstet, Seth hieß — aus Einem Steine gehauene 30 Ellen hohe Bildsäulen von sich und seiner Gemahlin hatte aufstellen lassen. Hephästus nannten die Griechen den Phthas, die vornehmste Gottheit der Aegypter, der die Welt aus Feuer gebildet, der Zeit- und Menschenschöpfer Sirius. Darum konnte Sesostris oder Sesoosis, wie ihn Diodor nennt, sich den „König der Könige" nennen (c. 55.). Jene Colosse konnten, wie oben deutlich gemacht worden, nur Götterbilder sein, Sonnen- und Mondsäulen, Reprä-

sentanten des männlichen und weiblichen Naturprincips. Diese Bedeutung hatten die beiden vor dem Eingang des Venustempels in Hierapolis, Golgi u. a. O. aufgestellten Säulen, denn die Aphrodite ward auch als Mann (Aphroditus) abgebildet. Nun wissen wir uns die von Diodor (I, 55.) und Herodot (II, 106.) mit sonst nicht gewöhnlicher Uebereinstimmung erwähnten Säulen des Sesostris zu erklären, deren einige das männliche, andere das weibliche Glied — Herodot gedenkt nur der letztern — im Bilde vorstellten. Wenn beide Geschichtschreiber in den letztern eine Anspielung auf den weibischen Character besiegter Völker erkannten, so wollen wir denjenigen, die diesen Glauben heute noch theilen, wenn sie in demselben sich beglückt fühlen, nicht zumuthen, eine andere Meinung dafür einzutauschen. Auf die Einwendung, wie denn Solstitialsäulen zugleich auch die Bestimmung haben konnten, als Sinnbilder der beiden Geschlechter Dienste zu leisten? läßt sich erwiedern: Die Gottheit wurde androgynisch aufgefaßt, folglich auch die durch sie personifizirte Zeit; die Sommerhälfte des Jahrs ward als feuriges, männliches Princip gedacht, die Winterhälfte als feuchtes, weibliches. Darum heißt es von Hermes, der beiden Solstitien vorsteht, er sei der einzige Planet, der die heiße und wässerige Natur vereinigt; sein Planetenzeichen (☿) ist von dem der Venus (♀) kaum zu unterscheiden, vereinigt zeugen sie den Hermaphroditus. Daß Herodot (II, 106.) selber gesteht: „Einige halten das Bildniß des Sesostris für jenes des Memnon“ ist schon ein starker Beweis dafür, daß Sesostris der personifizirte Sirius sei, dessen jährliches Sichtbarwerden am Horizonte am Morgen des längsten Tages, der Sage zufolge die Memnonssäule durch einen Ton ankündigte; Memnon aber war bei den Hellenen

einer der vielen Heroen, die aus Prädicaten des Sonnengottes hervorgegangen; die Memnonssäule bedeutete, wie der Coloß von Rhodus, den Apollo, dem auch Memnon an Wohlgestalt verglichen wurde (beau comme le jour), weßhalb ihn auch die Morgenröthe (Eos) geboren hatte. Man wird zwar einwenden: der Siegeszug des Sesostris habe nicht Ein Jahr — wie jener der Sonne — sondern neun Jahre gedauert (Diod. 1, 55.) und nach einer 33jährigen Regierung habe er sein Leben freiwillig geendet, weil er blind geworden (c. 58.); allein hierauf läßt sich erwiedern, daß Diodor, welcher fortwährend gräcisirte, an das aus acht gemeinen Jahren bestehende große Jahr der Cretenser, Dorier und anderer griechischen Stämme dachte, das man die „neunjährige" (ἐννεαετηρις) Periode nannte, weil der Anfang des neunten Jahres noch zur alten Periode gezählt ward. (Diese Vorliebe für die Neunzahl gibt sich in den homerischen Gesängen vielfach zu erkennen, die wichtigste hieher gehörende Stelle bleibt aber Odyss. 19, 174—79.) Die Blendung endlich bezieht sich, wie bei Oedipus, auf die Dezembersonne, weil diese gleichsam zu leuchten aufgehört hat.

Wir könnten jetzt noch zu Semiramis übergehen, welche ihre Residenz mit einer Mauer von 360 Stadien umschloß; aber da wir auf diese aus dem Taubenei ausgebrütete, von Fischen ans Land gebrachte, im Euphrat erzeugte Königin Babylons, ihrer hängenden Gärten und ihrer Mannskleider wegen in dem Kapitel von der Venus wieder zurückkommen werden, so kann es hier an der einfachen Erklärung genügen, daß auch in Betreff ihrer der griechische Historiker die assyrische Priesterlegende für eine historische Begebenheit genommen.

Ebenso werden wir, auf Niebuhr (Römische Gesch. I.) und Hartung verweisend, die Urgeschichte

Roms bis zur Gründung der Republik in der Geschichte des Mars wieder erkennen. Letzterer sagt nämlich in seiner Recension der Ambrosch'schen Schrift „Studien im Gebiete des altrömischen Bodens" (Allg. Lit.Ztg. 1841 Nr. 15.): „Man muß das Bestreben aufgeben, die vorgeschichtliche Zeit zu einer geschichtlichen zu machen, man muß die Römer zu der Zeit, wo die ersten historischen Facta uns entgegen treten, eben als fertig annehmen, und über ihre Zusammensetzung nicht weiter nachforschen, als die Deutung der hier vorgefundenen Verhältnisse nothwendig erfordert. Denn was uns darüber mitgetheilt wird, stammt aus bloßen Deutungsversuchen der Folgezeit her, und ist in Bezug auf wirkliche Geschichte eben so werthlos wie die Märchen der Sherezade."

Die geschichtliche Literatur entwickelte ihre ersten Keime unter den Griechen und Römern zu einer Zeit, wo das Volk bereits die politische und kirchliche Bevormundung von sich abwehrte; in republikanischen Staaten tauchten die ersten Historiker hervor; daß Curtins Rufus und Sueton ebenfalls der Clio dienten, konnte ohne Gefahr geschehen, sobald sie die Thaten der Machthaber mit ihrem Griffel zu verherrlichen sich erboten. Aber Indien, das stets unter dem Drucke der Fürsten und Priester seufzte, hat, ungeachtet jedes Literaturgebiet von den Brahmanen angebaut worden, fast alle Zweige des Wissens in jenem Lande zuerst gepflanzt wurden, dennoch bis auf diesen Tag keine auf indische Quellen gestützte Geschichte der vormahomedanischen Zeit (Mill's Gesch. d. britt. Ind. II, c 9.). In den Schulen wird „weder die Historie des Vaterlandes noch die der Vergangenheit überhaupt gelehrt, Niemand bekümmert sich darum, dagegen werden Mythologie und die genealogischen Fabeln jeder Dynastie, die Legenden jeder Secte, die Ent-

stehungsgeschichte jedes Ritus eifrig eingeübt" (Ritter Erdk. VI. S. 770.). Daß der alte Orient — die Chinesen ausgenommen — gar kein Bedürfniß nach Aufzeichnung denkwürdiger Staatsbegebenheiten empfand, erklärt sich aus seiner religiösen Bildung. Alles geschah mit oder durch die Gottheit, denn das Gefühlsleben herrschte statt der Reflexion, daher keine geschichtliche Ueberlieferung aus der Urzeit, die nur mit dem beginnenden Selbstbewußtsein beginnt. Bilderdienst herrschte statt der Ideenanschauung, symbolische Darstellung statt der idealen, Offenbarung statt philosophischer Erkenntniß. Ebendeßhalb bilden die mehr der Außenwelt lebenden praktisch gesinnten Chinesen, die weniger durch metaphysische Grübeleien als durch ihr Porzellan, ihre Zöpfe und Titulaturen bei uns bekannt geworden, vor allen andern Völkern der alten Welt eine Ausnahme, sie haben die Geschichte ihrer Dynastien aufgezeichnet, was sie aus demselben Grunde, wie die Römer der Kaiserzeit thun mochten; denn der Buddhismus hatte das Volk einmal an die Vorstellung gewöhnt, daß die Gottheit in vorzugsweise geistig begabten Menschen zuweilen ihre Wohnung aufschlage; der Cultus der Macht und des Genie's war in China zuerst proclamirt worden, wo man nicht dabei stehen blieb, den Schatten der Vorfahren zu opfern, und die Ehre der Vergötterung nicht bloß auf die Machthaber des Reiches und seiner Priester einschränkte, sondern so weite Grenzen zog, daß sogar die Erfinder der Künste, Gewerbe und Manufacturen in dieses Pantheon aufgenommen werden konnten.

Die Allegorie war also nicht die Sache der praktischen Chinesen — obschon nur bei ihnen sich die Bilderschrift der Urzeit noch erhalten hat, ein psychologisches Räthsel, zu dessen Auflösung uns die erforderlichen Quellen fehlen; denn die tatarische

Dynastie, welche die Ureinwohner des Landes unterjochte, wird aus politischen Gründen auf die Vernichtung der ältesten geschichtlichen Denkmale des besiegten Volkes zuerst bedacht gewesen sein.

Die aus China verbannte Allegorie dehnte aber ihre Herrschaft über den ganzen übrigen Theil der alten Welt aus. Die Allegorie liebt nun die Bilderschrift. Wer also die Denkmale des Urvolks auffammeln wollte, dasjenige, was figürlich geschrieben, sorgfältig unterscheiden, und eines jeden Volkes religiöse Traditionen, die durch die Bilderschrift geweiht und in ein heiliges Dunkel gehüllt sind, aufmerksam gegen einander halten, insbesondere aber die allgemeinen Sagen untersuchen würde — weil solche wahrscheinlicher überliefert als erfunden sind, denn was alle Völker miteinander gemein haben, muß ihnen ursprünglich fremd sein — wer dieser Aufgabe sich zu unterziehen gedenkt, derjenige darf allein hoffen, den Schlüssel zu allen Mythologien aufzufinden. Wenn die griechischen Schriftsteller anstatt eine Erklärung über ein von ihrer Nation verehrtes Denkmal zu geben, uns lieber eine Fabel erzählen, soll man nicht daraus schließen, daß sie wohl die Urheber der Fabel, aber nicht des Denkmals sind, und uns lieber eine Erdichtung vorsagen, als ihre Unkunde der bildlichen Schrift zu gestehen? Aus der ebenmäßigen Anzahl der Fabeln und Denkmale, aus der wechselseitigen Beziehung derselben muß man wohl folgern, daß diese Denkmale eben darum, weil ihr Sinn nicht verstanden wird, ältern Ursprungs sein müssen.

Dieses Streben, lieber eine falsche Erklärung zu geben, als gar keine, hat eine große Anzahl etymologischer Mythen ins Leben gerufen, z. B. Dionysus sei in dem Schenkel (μηρος) des Zeus gezeitigt worden, weil man nicht mehr wußte, daß Dionysus aus Indien stamme, der indische Erfinder

des Palmeerweins Schiba Dewanischi sei, welcher auf dem Götterberg Meru wohnt; und weil man die semitische Abkunft des Namens Cäneus (Kain: Spieß) nicht ahnte, so erzählte man: er habe seinen Lanzenschaft zu ehren befohlen (Müller's Orchomenus S. 191), eigentlich aber war er, wie Mars vor Numa, der unter dem Bilde des Speers angebetete Sonnenstrahl. Epimetheus verdankt seine Existenz dem Versuche, den Namen Prometheus aus dem Griechischen abzuleiten. Dieser Sohn des Japetus und Vater des Deucalion ist aber niemand anders als Pramat-Esa (erster Mensch) geschaffen von Prajapati (Urheber der Wesen), und sein Sohn der Götterverächter Dewa Calajuna, in dessen Zeitalter die Flut eintritt. In der griechischen Tradition trotzt Prometheus dem Zeus, ist selbst Menschenschöpfer und Deucalion der frommgesinnte, daher er allein aus der Flut gerettet wird. Diese half noch seinen Namen aus δεύκαλος ableiten, was einen Taucher bedeutet, folglich auf den Helden der Sündflut passen soll.

Mehr noch als von den Legenden, die sich im Munde des Volkes fortpflanzten, gilt diese Klage von den Bildwerken selbst. Unter den vielen von Pausanias erwähnten, durch den Stein oder Farben erhaltenen, Denkmalen wird sich selten eines finden (insofern es der primitiven Zeit gehört), worüber die Griechen nicht etwas Fabelhaftes gesagt hätten. Dieser Umstand muß in der Muthmaßung bestärken, daß jene Denkmale ein geerbtes Gut seien, und ihre wahre Bedeutung in dem Zeitraume verloren haben, wo sie von dem ältern Volke zu dem jüngern herüber kamen. Da sie überdies in Malereien und Schnitzwerken bestehen oder die primitive Schriftart darstellen, so sind sie dem Urvolke zuzueignen. In Aegypten findet man ebenfalls solche Denkmale und gleiche Unwissenheit. Man

sieht daselbst unzählige Statuen und Hieroglyphen, oder eine Art Bilderschrift, die nur den Priestern verständlich, und an deren Statt das Volk eine neuere gebraucht. Jene beinahe vergessene Bilderschrift muß also überliefert worden und einem vorhergegangenen Volke eigenthümlich gewesen sein. Auf den Mauern indischer Tempel sieht man gemalte Götter und Riesengestalten, die mit jenen in Aegypten und Griechenland fast völlig übereinkommen, also dieselbe Bedeutung haben müssen, ja sogar, nach den Zeugnissen aller unbefangenen Alterthumsforscher, die ursprünglichen sind. Aber weil die Bilderschrift auch unter diesem Volke ausgestorben, und die Religionsschriften über sie nur wenige oder gar keine Auskunft geben, so kann auch das jetzt lebende Priestergeschlecht diese steinernen Räthsel nicht befriedigend entziffern.

Da China, wie die buddhistische Landesreligion beweist, von dem benachbarten Indien aus einen großen Theil seiner Bevölkerung erhalten haben mag, so dürfte die Muthmaßung nicht allzukühn sein, daß die chinesische Schrift auch von dort ausgegangen sei. Wenn wir am Ganges sie nicht mehr vorfinden, so kann sie darum noch dort das verheimlichte Eigenthum der Priesterkaste geblieben sein. Da der Buddhismus seiner Natur nach dem Kastengeist abhold ist, so konnte die gedankenbezeichnende Calligraphie der Chinesen leicht Gemeingut des ganzen Volkes werden. Eine Bilderschrift ist sie, weil bei ihr das phonetische Element nicht in Betracht kommt. Darum ist sie, wie bei uns die Ziffern — die übrigens auch aus Indien stammen, was die Araber selbst gestehen (Bohlen's Ind. II. S. 222.) — und die Musiknoten, auch Völkern, deren Sprachen vollständig stammfremd in Bezug zu einander sind, wie den Japanesen, Cochinchinesen rc., deren Idiom dem Chinesischen gar nicht verwandt ist, dennoch verständlich.

Eusebius (Pr. ev. III.) versichert, es sei der Aegypter Brauch gewesen, in Bildern zu sprechen, und dieser Brauch sei durch die Priester, denen die primitive Sprache heilig war, lange Zeit in den Tempeln erhalten worden. Er führt eine Stelle des Jamblichus an, worin die heidnische Theologie gegen die Vorwürfe der Christen durch die figürliche Sprache, welche ehedem die gebräuchliche war, erklärt wird. „Chäremon," heißt es, „und viele Andere erkennen bei den Aegyptiern keine andern Götter als die sichtbare Welt, die Planeten- und Zodiakalzeichen, die Sterne und das scheinbare Bild derselben. Diese werden die Häupter und Wächter[1] genannt; ihre Namen und Verrichtungen, ihr Auf- und Untergang wird in Almanachen angezeigt. Chäremon hatte richtig bemerkt, daß diejenigen, welche die Sonne für den großen Baumeister[2] der Welt halten, derselben nicht nur das, was von Osiris und Isis geglaubt wurde, sondern überhaupt alles zueignen, was ihre religiösen Fabeln enthalten. Diese bezogen sich theils auf die Sterne, auf das Aufsteigen, Verschwinden und den Lauf derselben, theils auf den jetzt alternden und hierauf sich wieder verjüngenden Mond; theils auf die Sonne und ihre Wanderung durch die beiden Hemisphären u. s. w. Aber alle bezogen sich bloß auf Naturerscheinungen und stellen keineswegs wirkliche Personen dar.

Schon diese eine Stelle gibt über das Wesen der Mythologie Aufschluß, sie lehrt uns, wie aus

[1] Vgl. Dan. 4, 14.

[2] Hermes hieß δημιεργος d. i. Baukünstler, weil er die siebensaitige Planeten-Leier geschaffen, deren Töne dem Amphion d. i. dem die Erde umwandelnden Tagesgestirn die cosmische Stadt Theben erbauen halfen. Die Indier nennen den Weltbaumeister: Wiswakarma, und geben ihm den Brahma zum Vater.

der Naturlehre die Theologie entstanden; wie aus den Personen der Bilderschrift Götter geworden, wie endlich der Lauf der Gestirne ein langes Gewebe von Begebenheiten veranlaßt habe. Ist endlich auch zu erweisen, daß alle Religionen ihre Quelle in Indien haben, unter jenem Volke, das am frühesten sich mit der Astronomie beschäftigte, die von den Ufern des Ganges in die Gegend des Euphrat verpflanzt ward, also unter den Brahmanen (Ammian. Marcellin Hist. 23, 6.), welchen Bohlen (Alt. Ind. u. Aeg.) auch die Erfindung des Thierkreises vindicirt — dessen Anordnung paßt zu Aegyptens klimatischen Verhältnissen am wenigsten — so kann nicht mehr die Frage sein, daß die Religionswissenschaft der Alten eine Tochter der Sternkunde, eine Astrotheologie sei.

Man könnte zwar die Indier für jünger als die Aegypter halten, weil wir bei den erstern nur eine Buchstabenschrift vorfinden. Aber konnten nicht die vielen Invasionen fremder Eroberer, namentlich der durch ihren Fanatismus berüchtigten Muselmänner, bei ihrer religiösen Abneigung gegen Bilder das vandalische Verfahren des Kalifen Omar in Alexandrien auch hier wiederholen? Zudem tragen die ägyptischen Fabeln das Gepräge der Verunstaltung einer Tradition, die nur das Gröbste aufnahm, weil der Nacherzähler das Geistige nicht mehr zu fassen vermochte. Wo der Inder die Gegenwart Gottes ahnt, sieht der Aegypter nur das Thier oder die Pflanze; obgleich nicht unwahrscheinlich, daß, so lange der Gebrauch der Hieroglyphenschrift beibehalten ward, auch der geheime Sinn derselben verstanden ward, welchen die Priester aber, wie in Indien und andern Ländern ebenfalls, dem Laien sorgfältig verbargen. Nachdem aber die christlichen Lehrer das Heidenthum mit Nachdruck angriffen, sahen sich die Priester genö-

thigt, ihre Geheimnisse zu offenbaren. Die Wahrheit ging nun unverhüllt aus den Tempeln hervor. Man gestand nun einmüthig, daß die Theologie durchgehends allegorisch sei, daß die Menge Gottheiten ursprünglich nur Sinnbilder der Natur gewesen, daß man nicht diese, sondern den Schöpfer aller Dinge angebetet habe. Celsus, Jamblich, Porphyr u. A. bemühten sich, die physischen Erklärungen deutlich zu machen, die in der entferntesten Vorzeit, in der Sprache der ersten Menschen gebräuchlich waren. Alle Bemühung aber war fruchtlos und gab den Gegnern vielmehr eine neue Gelegenheit zu triumphiren; denn, fragten sie, wenn die Schnitzbilder nur Sinnbilder sein sollen, warum gestatten die Priester, daß dieselben göttliche Verehrung erhielten? Der christlichen Intoleranz genügte nicht der Bescheid, daß das Götterbild durchaus nicht Anspruch mache, ein Bild der Gottheit zu sein, sondern nur ein symbolisches Zeichen ihrer Gegenwart, wozu die Frömmigkeit alter Zeit um so weniger ein Aeußeres bedurfte, jemehr sie innerlich vom Glauben an diese Gegenwart erfüllt war. Machte doch nicht die Form, sondern die Consecration das Bild zum Gegenstande der Verehrung! Und selbst uncivilisirte Völker der Gegenwart denken nicht anders über diese Sache. Ein russischer Missionär erzählt in seiner im J. 1823 unternommenen Reise zu verschiedenen Kalmückenhorden des astrachanischen Gouvernements, daß eine Kalmückenfürstin gegen ihn den Bilderdienst ihres Volkes mit diesen Worten vertheidigt habe: „Die Bilder dienen uns nur als Symbol der Gottheit, weil der äußere Sinn nicht vermöge, sich zum unsichtbaren Schöpfer zu erheben. Doch sei dies nicht durchaus nothwendig, denn in Fällen, wo man die Bilder nicht haben könne, wie z. B. auf der Reise in der Steppe, bete man zur Gottheit

auch ohne sinnliche Darstellung, denn der Allwissende bemerkt Alles, und sieht es, wenn man zu ihm betet, man sei daheim oder auf der Reise, man habe sein Bildniß vor sich oder bete zu ihm als dem Unsichtbaren." (Ausl. 1828 Nr. 116.).

Dem sei nun wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die Götterbilder innerhalb und außerhalb der Tempelmauern die verschiedenen Kraftäußerungen des Schöpfers in der sichtbaren Natur dem Volke zur Erinnerung bringen sollten. Nach diesen richtete man sich auch in Ansehung des Feldbaues und der zurückkehrenden Feste, und da diese Arbeiten und Ruhezeiten durch die Wiederkehr gewisser Sterne bestimmt wurden, so ist Bailly's (in seiner Histoire de l'Astronomie ausgesprochene) Muthmaßung begründet, daß in Aegypten die Wiederkehr der Sterne durch hieroglyphische Zeichen angedeutet worden sei. Dieser Brauch ist aber nicht erst von den Priestern des letzten Zeitalters erfunden, sondern mittelst der Ueberlieferung auf sie gebracht worden. Man muß also eine frühere Zeit annehmen, wo diese Art, seine Gedanken mitzutheilen, gemein üblich war; denn später konnte selbst der Priester die Hieroglyphen nicht mehr lesen. Wenn Mose, Sanchuniathon, Homer und Hesiod, außer welchen kein älterer Schriftsteller im Occident bekannt ist, sich der Buchstabenschrift bedient haben, so muß man die Epoche der Bilderschrift — wo der ägyptische Hermes oder Thaut der Erfinder der Schrift und der Sternkunde, und welcher auch die Verehrung der Götter gelehrt haben soll, zuerst auch Götterbilder gemalt — viel älter annehmen, dann aber verliert sich diese Epoche in das Zeitalter des Urvolkes, dessen Kenntnisse auf spätere Nationen gekommen sind.

Auf die Frage: Wie konnten jene Völker die Schwierigkeit überwinden, ganze Redesätze in ihrer

Bildersprache zu schreiben? antwortet St. Etienne in seinen Briefen an Bailly wie folgt: „Daß sie dies konnten, beweisen ihre noch übrig gebliebenen Denkmale. Sie verbanden alle Bilder der einzelnen Ideen, woraus die Rede bestehen sollte, dergestalt mit einander, daß der Hauptgedanke durch die Hauptfigur, die Nebenideen durch Nebenfiguren bezeichnet wurden. Die Figur eines Menschen hatte verschiedene Bedeutungen, je nachdem derselbe (wie der indische Weltbildner Wiswakarma) mit einem Winkelmaaß oder Richtscheit, oder (wie Osiris) mit einer Peitsche oder mit einem Scepter abgebildet wurde. War am obern Ende des Scepters ein Auge, so hatte die Rede einen neuen Sinn; trug die menschliche Figur, auf dem Haupte einen Scheffel (wie Serapis), eine Mauerkrone (wie Cybele) oder Früchte, so bedeutete sie jedesmal etwas Anderes. Oft wurden die Theile ganz unterschiedener Dinge in einer Figur vereinbart, ohne daß man sich durch das Ungereimte einer solchen Zusammensetzung irre machen ließ. Daher findet man bei allen alten Völkern solche unnatürliche Figuren, die zum Theile Menschen, zum Theile Thiere vorstellen. Man zweifelte niemals, daß diese Figuren einen Grund hätten, wie wäre sonst begreiflich, daß alle Völker im Gebrauche solcher Figuren übereinkamen? Da überdies dergleichen Bilder hauptsächlich zum Religionsunterricht bestimmt waren, so läßt sich vermuthen, daß sie nicht allein einen festgesetzten, sondern auch einen der Beachtung würdigen Sinn hatten. Spätere Geschlechter haben zwar über jene Bilder viel Fabelhaftes gedichtet; aber weil die Fabeln jünger sind, können wir daraus den wahren Sinn nicht lernen, diese müssen wir in denjenigen Zeiten aufsuchen, wo diese Art zu schreiben üblich gewesen war."

Plutarch gibt in seiner Abhandlung über die

Isis ein Beispiel noch ganz anderer Art, wie die Alten mittelst Abbildungen von Thieren ganze Redesätze schrieben, indem sie die einzelnen Figuren, welche zusammen einen Sinn ausmachen sollten, in eine Reihe nach einander stellten. So liest man über dem Eingang des Tempels der Neith zu Sais: „Alle, die ihr da hinein- und herausgeht, Jung oder Alt, wisset, Gott haßt jede Gewaltthat." Diese Rede war figürlich auf folgende Art geschrieben: Es waren in einer Reihe nebeneinander die Figuren eines Kindes, eines Greises, eines Sperbers, eines Fisches und eines Nilpferdes gezeichnet. Der Sperber stellte wegen seines scharfen Blickes die allwissende Gottheit, der Fisch, weil er in der zerstörenden unfruchtbaren Wasserregion sich aufhält, den Haß, und das Flußpferd, das Lieblingsthier des bösen Typhon, die Uebelthätigkeit vor. Es bedarf hier wohl nicht der Anmerkung, daß der Sperber nicht einen gewissen Gott, sondern den höchsten Gott allein vorstellte. Diese Lehre vom einzigen Gott ist die allerälteste; mit der Zeit verlor sich die wahre Bedeutung der Sinnbilder, der größte Theil derselben wurde zu Göttern erhoben, so entstand die Vielgötterei.

Zwar gibt es nur wenige Auslegungen von figürlich geschriebenen Reden der Alten; und es sind weit mehr Denkmale als Erklärungen derselben vorhanden; allein wenn das Urvolk Einen Redesatz figürlich schrieb, so konnte es auch mehrere so schreiben, da es weder an Stoff zum Vortrag, noch an Zeichen zum Ausdruck fehlte. Und sind die aus Hieroglyphen bestehenden Inschriften, die man im Orient gefunden, etwas anders als Reden? Wer solche Bilder malte oder schnitzte, mußte auch beabsichtigen, etwas dadurch anzuzeigen. Die hieroglyphischen Figuren auf den Binden, worin die Mumien gewickelt sind, ingleichen die Bilder auf

Obelisken und Pyramiden sind nichts anders als Inschriften. Es ließe sich wohl behaupten, daß die ersten Traditionen durch die Buchstabenschrift, wie z. B. die hesiodische und mosaische Cosmogonie bloße Copien der primitiven Schöpfungssagen durch die Bilderschrift oder eigentlich bloße Uebersetzungen seien.

Ein Beispiel soll diesen Satz verdeutlichen. Die Alten verglichen den fruchtbaren Mutterschoos mit der Erdenschooße. Unter Garten verstanden sie ein Weib, [1] unter Baum den Stammbaum der Geschlechter, unter Pflugsterze den Mann. Darum hieß in Athen die Liebesgöttin: „Aphrodite in den Gärten" und der Landmann Echetlus, welcher in der Schlacht bei Marathon mit dem Pfluge den Athenern ihre Feinde erschlagen half und dann verschwunden war (Paus. Attic. 32, 5.) ist Osiris mit dem Pflug, d. h. jenes Organ, das als Talisman gegen die Tod bringenden Dämonen betrachtet ward, jenes Organ, das dem Wüthen des Todes durch neue Zeugungen entgegen wirkt. [2] Echetlus heißt der „Pflugmann;" wenn er von jener ohnehin unglaublichen Wunderthat seinen Namen hat, so war er kein Sterblicher, welcher jene Heldenthat verübte, um seinem Namen zu entsprechen, sondern der Nationalgott der Athener, von welchem man erwartete, daß er das Aussterben seines Volkes verhüte. Wenn der Pflug, wie Winckelmann (Werke Donauesch. Ausg. IX. S. 106.) deutet, nur den Ackerbau verbildlichen sollte, so ist jenes Bild, wo Amor und Psyche gemeinschaftlich den Pflug ziehen, gar nicht zu erklären; ebenso warum Adam zum Ackerbau, Eva aber zu Geburtsschmerzen verurtheilt

1 Beide Bedeutungen sind in dem chaldäischen ganna und in dem griechischen κῆπος enthalten.

2 Der Knabe Tages entstand aus der Erde, als ein Bauer Hetruriens tief ackerte (Cic. Div. II, 23).

wird, bloß darum, weil Adam sein Weib erkannt hatte, nachdem er die Frucht vom Baume der Erkenntniß, der mitten im Garten stand, gekostet hatte! Welche Ideenassociation konnte Feldbau und Geburtsschmerzen neben einander stellen, wenn Garten und Pflug nicht auch jene erotische Bedeutung hatten?

Die Bilderschrift der primitiven Völker mochte weit ausgebreiteter gewesen sein, als es auf den ersten Blick scheinen dürfte. Wenn wir auch nicht alle übrig gebliebenen Denkmale erklären können, so haben wir doch zu vielen den Schlüssel; und die erhaltenen Ueberreste dieser Schrift beweisen hinlänglich ihre einstige Allgemeinheit. Wir wissen ferner, daß die Elemente derselben aus der sichtbaren Natur genommen waren, daß die Alten alles belebt und handelnd vorstellten. Daraus folgt, daß alle Reden durch Bilder ausgedrückt wurden. Noch im Zeitalter der Propheten Israels, wo die Bilderschrift längst verschwunden war, bediente man sich, wenn auch auf andere Weise, nämlich durch symbolische Handlungen, der Bildersprache, um sich schnell verständlich zu machen. Als Zedekia von König Ahab gefragt wurde, ob er im Kriege gegen die Syrer glücklich sein werde? machte er sich eiserne Hörner, um damit anzudeuten, der Feind werde aus dem Lande gestoßen. Jeremia legte sich ein Joch um den Hals, weil er zu verstehen geben wollte, die Juden würden unter die Botmäßigkeit Nebucadnezars kommen. Der Prophet Hananja, entgegengesetzter Ansicht, nimmt ihm das Joch vom Halse, zerbricht es und sagt: „So spricht der Herr! also will ich das Joch Assyriens zerbrechen vom Halse aller Völker.“ Um die Juden mit Töpfen zu vergleichen, geht Jeremia in das Haus eines Töpfers. Er zerbricht eine Flasche, und vergleicht damit das künftige Schicksal Israels. Er nimmt

auf Jehovah's Befehl einen leinenen Gürtel, legt ihn um die Lenden, vergräbt ihn, gräbt ihn aber nach einiger Zeit wieder aus, der Gürtel ist verfault; dies bedeutet die Juden, die früher Jehovah um seine Lenden trug, und die nun verfault sind. Ezechiel ißt Brod mit Kuhmist gemengt, um zu versinnlichen, daß die Juden im Exil unter den Heiden werden Unreines essen. Er geht als ein Wanderer gekleidet vor dem Volke hin und her, um auf die angedrohte Auswanderung des Volkes in die Gefangenschaft anzuspielen. Er nimmt zwei Hölzer und bindet sie zusammen, um die künftige Vereinigung Juda's und Israel's anzudeuten. Hosea beschläft eine Buhlerin, um Israels Abfall von Jehovah zu verbildlichen. Die drei mit ihr erzeugten Kinder erhalten Namen, die das Unglück seines Volkes vorbedeuten. Bald nachher muß er noch eine Ehebrecherin heirathen, die er aber lange Zeit unberührt lassen soll, denn so lange soll die Nation von ihrem Gott getrennt sein, da sie durch Untreue sich seinen Zorn zugezogen. Jesaia geht auf Jehovahs Befehl nackt, als Vorbild für die künftige Blöße feindlicher Völker. Wenn die Propheten verhindert sind, symbolische Handlungen zu vollziehen, so lassen sie sie durch Andere verrichten. So sendet Jeremia eine wider Babel geschriebene Weissagung mit Seraia, der den Zedekia in die Gefangenschaft begleitet, an die Exulanten mit dem Auftrag, sie diesen vorzulesen und darauf mit einem daran befestigten Steine in den Euphrat zu versenken, denn also werde Babel fallen, und sich nie mehr erheben. König Joas mußte, aufgefordert von dem kranken Elissa, den er besuchte, einen Pfeil aus dem Fenster gegen Osten (d. i. Syrien) hin abschießen, woran der Prophet die Verheißung knüpft, daß er die Syrer schlagen werde; und darauf sollte er mit den übrigen Pfeilen auf die

Erde schlagen. Er that dies dreimal und Elissa weissagte, daß er die Feinde dreimal schlagen werde. Diese Art, seine Gedanken Andern bildlich mitzutheilen, war eine allen alten Völkern gemeinsame Sitte. So schickten, nach des Ktesias Erzählung (Excerpt. Pers. c. 17.) Darius und die von ihm bekriegten Scythen sich gegenseitig Bogen zu; Ersterer zog sich zurück als er den Bogen der Scythen stärker fand, weil der Bogen ihm ein Symbol der Tapferkeit war. Herodot (IV, 131.) erzählt: Als die scythischen Könige erfahren hatten, daß Darius in seiner Armee großen Mangel leide, schickten sie demselben durch einen Herold ein Geschenk, welches aus einem Vogel, einer Maus, einem Frosch und fünf Pfeilen bestand. Darius legte sich das Geschenk so aus, daß es ein Bild von der Scythen gänzlichen Uebergabe ihrer selbst, ihres Landes und ihres Wassers wäre, denn die Maus komme aus der Erde hervor und nähre sich wie der Mensch vom Getreide; der Frosch pflanze sich im Wasser fort; der Vogel bezeichne die Schnelligkeit ihrer Rosse, und mit den Pfeilen sei ihm ihre Macht und Stärke übergeben worden. Seine Gegner aber faßten die Sache anders, denn Gobrias sprach: „Könnt ihr, Perser! nicht in die Lüfte aufschweben wie die Vögel, nicht den Mäusen gleich in die Erde kriechen, nicht wie Frösche in die Sümpfe hüpfen, so werdet ihr durch diese Pfeile fallen und nicht wieder zurückkehren!"

Eine Folge der Bildersprache war, daß man alles beseelt und belebt vorstellte; die Flüsse wie die Winde, denen man Flügel andichtete, personifizirte, ihr Haupt mit Schilf bekränzte, ihnen eine Urne in die Hand gab, woraus ein Quell auf die umliegenden Felder sich ergoß, die Brunnen — wegen der feuchten wässerigen Natur des weiblichen Geschlechts — als Nymphen darstellte; ja sogar

Städte, Provinzen, Inseln, Gebirge, Untiefen, Sandbänke 2c. als wohlthätige oder schadlustige Wesen schilderte. Der Thurm als Hauptschmuck der Rhea sollte sie als Städte tragende Erde zu erkennen geben; Ortschaften, Reiche und Inseln wurden männlich oder weiblich abgebildet, je nachdem ihr Geschlechtswort männlich oder weiblich war. Diesen Gebrauch findet man bei den Münzen beobachtet. Flüssen gab man entweder die Gestalt eines Menschen oder einer Schlange, der Krümmungen wegen, oder eines Stieres, aus dessen Hörnern man, vor Erfindung der Urnen, zu trinken pflegte, woraus sich die Vorstellung vom Horn des Ueberflusses erzeugte. Vorgebirge malte man als Riesenköpfe, Berge als Giganten, Vulcane als Cyclopen, deren Stirnauge die kesselförmige Oeffnung andeutete, und welche Donnerkeile schmieden, womit sie sich selbst bewaffnen; endlich als ungeheure Riesen, die Berge auf Berge thürmen, um die Götter in ihrem Himmel zu bekriegen.

Diese Beispiele beweisen hinlänglich, wie allgemein die figürliche Schrift gewesen. Ueberdieß, da die Bestandtheile einer Rede Figuren waren, so muß auch die Verbindung dieser Bestandtheile durch eine Figur angedeutet worden sein. Das Volk also, das in seiner Sprache die Sonne als einen jungen mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Helden, den Winter als ein riesenmäßiges Ungeheuer, um dessen Haupt sich Nattern winden, die ungesunden Moräste als giftige Schlangen schilderte, dieses Volk mußte auch von seinen Helden sagen, daß es die Ungethüme mit seinen Wurfspießen getödtet. Und als man diese Dinge schreiben wollte, malte man eines von jenen Bildern, die von einem Zeitalter auf das andere bis auf uns gekommen sind, und wovon wir an dem Vaticanischen Apoll noch ein Bruchstück besitzen. Dieser Gebrauch gab

Gelegenheit zu unzählbaren Geschichten von Gefechten, Belagerungen, Jagden, Wanderungen ꝛc., wovon die primitive Geschichte der Völker voll ist. Desgleichen wenn man unter der Gestalt einer Aehren tragenden Frau den Ackerbau, unter dem Bilde eines Mädchens aber, welches die Wintersonne raubt, um es einen Theil des Jahres bei sich zu haben, und erst im Frühling wieder erscheinen zu lassen, die Aussaat verstand, so mußte man die ganze Geschichte nothwendiger Weise auf dieselbe Art schreiben. Hier erhalten wir zugleich einen Aufschluß über die seltsamen Erzählungen von Verbindungen, Liebschaften, ehelicher Untreue, Blutschande und Mordthaten, die in keiner wahrhaften Geschichte Statt haben können.

Man hatte also nicht nur einzelne Ideen durch Figuren, sondern auch ganze Reden durch Gemälde bezeichnet. Steine oder Mauern vertraten die Stelle der Bücher; die Gegenstände der Natur dienten zu Charakteren, statt der Feder bediente man sich des Griffels. Die Bücher der vorhergegangenen Zeitalter waren Obelisken, Säulen, Labyrinthe, Statuen, Ruinen von Tempeln, worauf man lauter figürliche Charaktere sah. Die Charaktere enthielten die Wissenschaft, die gemalten Mauern waren die Bücher. Alle öffentlichen Gebäude waren mit Schnitz- und Bildwerk überladen. Die Tempel der Griechen waren von oben bis unten bemalt, die Erklärungen davon bezogen sich auf Ackerbau, Sternkunde, Physik. Diese Malereien waren sichtbare Denkmale der Kenntnisse vergangener Jahrhunderte. Denn zweifelsohne gehören die hieroglyphischen Denkmale in jenen Zeitraum, wo die Bilderschrift üblich war; und daß man sie in spätern Jahrhunderten wieder erblickt, beweist nicht, daß sie damals erst erfunden, sondern vielmehr, daß sie überliefert worden sind. Freilich ist es uns, die wir gewöhnt sind,

mit Buchstaben zu schreiben, schwer zu begreifen, wie man einst in lauter Figuren habe reden und schreiben können. Wir halten eine solche Art, sich mitzutheilen, für unnatürlich, und verwerfen die alten Allegorien aus keinem andern Grunde, als weil wir ihren Sinn nicht verstehen. Zwar bedienen wir uns zuweilen selbst allegorischer Ausdrücke, ohne sie könnten weder die Poesie noch die Malerkunst bestehen. Allein da wir sie nicht für natürliche, sondern nur für gesuchte Schönheiten ansehen, so glauben wir, die Alten seien im Gebrauche derselben nicht der natürlichen Anleitung, sondern ihrer Phantasie gefolgt. Daher kommt es, daß wir die Allegorie nur dann als solche gelten lassen, wo sie gar zu auffallend ist. Jupiter, aus dessen Gehirn die Minerva entspringt, erkennen wir als solche an; sobald es aber nur einigermaßen wahrscheinlich ist, daß die allegorischen Wesen existirt haben können, sobald es sich ohne Widerspruch denken läßt, daß Könige und Helden wirklich da gewesen sind, so finden wir Anstand eine Allegorie anzunehmen. Lieber setzen wir der unglaublichen Menge von Königen die Krone auf, und glauben die Erzählungen von ihren Geschlechtsregistern, Gefechten, Bündnissen 2c. Man fragt sich nicht, wie es möglich, daß Könige sich ihr ganzes Leben lang, wie Peleus, oder doch einen großen Theil desselben in Grotten aufhalten, wie Ulysses und Minos? wie es möglich, daß eine so große Anzahl von Königssöhnen ausgesetzt wurde? auf Bergen oder in Wäldern heranwachsen mußte? wie es möglich, daß alle diese ausgesetzten unglücklichen Wesen so geschickte und wohlwollende Menschen fanden, die sie nicht nur vor dem Untergange bewahrten, sondern auch so gut erzogen, daß sie alle Vorzüge hatten, wodurch sich ein Fürst auszeichnen konnte? wie es möglich gewesen, daß Laertes, der König

Ithaca's, ohne einen Diener zu haben, welcher die schwierigste Arbeit für ihn übernommen hätte, seinen Obstgarten ganz allein bestellte, obschon die Last der Jahre ihn niederdrückte? wie es kam, daß alle Königinnen und Königstöchter in den homerischen Gesängen unablässig am Webestuhl saßen, da doch das Spinnen eine zu mühevolle Arbeit ist, um eine Lieblingsbeschäftigung von Fürstinnen zu werden? Die 50 Beischläferinnen des Hercules, die 50 Frauen des Priamus fallen Niemanden auf, obschon den Griechen die Polygamie orientalischer Völker durchaus fremd war. Daß die schon in ihrem siebenten Jahre von Theseus entführte Helena, nachdem sie in Troja bereits Greisin sein mußte, von Menelaus auch dann noch requirirt wurde; daß sie selbst nach ihrem Tode noch dem Achilles auf der Insel Leuce sich vermählte; daß Penelope dem nach 20 Jahren heimkehrenden Gemahl ganz wie er sie verlassen, entgegen trat; daß Jocaste, die nach langer kinderloser Ehe den verhängnißvollen Sohn geboren, durch ihr Alter nicht verhindert ist, die blutschänderische Verbindung einzugehen; dieß alles erregt den Geschichtsforschern kein Bedenken. Das Auftreten der Heroen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten suchte man nicht daraus zu erklären, daß Götter über alle Zeit- und Raumschranken erhaben sind, sondern man half sich wie jüngst Dr. Henne in seinen „Chronologischen Tafeln" (Bern 1844) mit dem O g y g e s, welcher doch vom Wasserriesen G y g e s — dieser Name bedeutet, aus dem Semitischen abgeleitet, einen Gießer, also Regenbringer, denn das Etymon ist guach, guch: gießen — nicht verschieden ist. (Bei Eutekníus in den Paraphr. zu Appian. Ixeut. 2, 16. heißt ein Wasservogel Gyges). Henne nämlich wird über die in verschiedenen Zeitperioden auftauchende Figur des Ogyges gar nicht verlegen. Er erklärt dies Räthsel

nach seiner Art ganz einfach: Ein Ogyges I lebte im zehnten Menschenalter, dieser war es, der nach Aegypten zog; unter Ogyges II tritt 2376 v. Chr. eine Ueberschwemmung ein, endlich ein Ogyges III, in dessen 37. Lebensjahr 1760 v. Chr. wieder eine Flut eintrat. Henne bedachte nicht, daß Thebe d. h. Arche die Frau des von Neptun und der Alistra d. i. der „wälzenden" andrängenden Woge gezeugten Ogyges (Tzetz. Lycophr. 1206.) gewesen; daß deßhalb, weil es nicht nur in Böotien, sondern auch in Aegypten eine Stadt Theben gab, Ogyges auch nach diesem Lande reisen mußte. Mit Recht hält Ottfried Müller (Orchomen. S. 129.) den Ogyges für eine Personification des anschwellenden Sees, und ein Pelasger war er, weil im Griechischen: Pelagus das Meer heißt. Wie bei Homer (Iliad. 14, 246.) Okeanus der Allerzeuger, der „Strom, der Allen Geburt verlieh" (weil alle Dinge aus der Feuchte entstehen), so bei dem Scholiasten des Hesiod (Theog. 806.) Ogyges der alte König der Götter. Wie Okeanus die Eidgöttin Styx zur Tochter hat, die Hesiod a. a. O. selbst die ogygische nennt, so ist auch Praxidike, die böotische Eidgöttin, dem Ogyges beigegeben. Der Franzose Banier hatte in vollem Ernste die Zeit bestimmt, wann der König Saturnus und dessen Söhne, der König Uranus (Himmel) und dessen Gemahlin Gäa (Erde), wann der abendländische Prinz Hesperus, sowie auch wann die Nachkommen aller dieser gekrönten Häupter regiert haben!! Dädalus galt für einen „Hofbedienten" (!) des Stiervaters Minos. Und selbst noch unser Zeitgenosse Welcker hat in seiner Brochüre „die cretische Colonie" den Thebaner Cadmus, dessen Schwester Jupiter als Stier entführte, Cadmus, welcher Menschen aus Drachenzähnen entstehen läßt, für einen weltlichen Fürsten gehalten! Kann es dann noch befremden, den Wassermann Ogyges auf

„chronologischen“ Tafeln zu erblicken? Die meisten Geschichtsforscher geben zwar zu, daß die Begebenheiten des Hercules Allegorien sind; dennoch lassen sie ihn in den Annalen als Held auftreten — vielleicht, weil die Herakliden, die aber nur nach dem Gott, den sie verehrten, so genannt sind, sich von ihm abkünftig rühmten — und weisen seinen Arbeiten bestimmte Epochen an. Sie erkennen die Unmöglichkeit, daß Ninus, Bacchus, Osiris, Sesostris ein Jahrhundert nach der allgemeinen Flut mit 600,000 Streitern die ganze Welt erobert haben können; nichts desto weniger wird der Zeitpunkt dieser Begebenheiten mit aller Gewißheit festgesetzt. So wenig man geneigt ist glauben zu wollen, daß Leda durch einen Schwan befruchtet, ein Ei zur Welt gebracht, aus welchem zwei Menschen hervorkamen, nämlich Pollux — der mit seinem Halbbruder abwechselnd in der Unterwelt und Oberwelt zubringt — und Helena, die nach ihrem Tode noch sich mit Achilles vermählte; so trägt man doch kein Bedenken die Existenz dieser Familie zu glauben, und alle Handbücher der Geschichte sagen uns ganz bestimmt, um welche Zeit diese Urheberin des trojanischen Krieges gelebt habe.

Heißt nicht ein solches Verfahren die Allegorie gleichzeitig annehmen und verwerfen? Wir können uns nicht bereden die Begebenheiten zu glauben, aber wir erhalten das Andenken der Personen, welchen sie widerfahren sein sollen! Jede That, einzeln betrachtet, scheint uns eine Erdichtung zu sein; aber zusammen genommen halten wir sie wieder für Wahrheit und nennen das seltsame Gewebe, welches aus der Verbindung dieser Namen, Mordthaten, Ehebündnisse, Ehebrüche, abenteuerlicher Kämpfe, schneller Wanderungen, überirdischer Reisen u. dgl. m. entsteht, Chronologie und Geschichte!

In diese Irrthümer verfallen wir, wenn wir

uns von dem Gedanken nicht lossagen können, daß kein gebildetes Volk vor demjenigen da gewesen, von welchem wir die Geschichte noch übrig haben; wenn wir nicht zugestehen wollen, daß viele Völker, auch ohne Buchstabenschrift zu besitzen, schreiben konnten. Man hatte keine Vorstellung davon, wie eine ganze Nation figürlich gesprochen und geschrieben habe, obgleich tausendfältige Denkmale die Gewißheit der Thatsache beweisen. Man glaubte dem angenommenen Irrthum gemäß, daß die Allegorien nur ihrer Schönheit wegen von den Alten gebraucht worden seien. Man machte endlich die neuern Griechen zu den Erfindern der Allegorie, und sah die Erfindung als ein kindisches Spielwerk eines müßigen Volkes an. Wir wiederholen aber, daß die allegorische Sprache ein Bedürfniß gewesen, und zwar weil die Alten nicht auf unsere Art ihre Gedanken Andern mitzutheilen, im Stande waren. Dies erklärt Kieser (Syst. d. Tellur. S. 24.) dadurch, daß im Alterthum das Gefühlsleben vorherrschend erscheint, welchem das Selbstbewußtsein der Vernunft fehlt; der allgemeine Charakter der neuen Welt hingegen ist intelligentes Wirken; das physische Leben derselben stellt sich als Vorherrscher der intelligenten Seite derselben, als bewußtes Vernunftleben dar; oder wie Passavant (Btr. üb. d. Lebensmagn. S. 11.) sich ausdrückt: „der ganze Orient steht wie ein im magnetischen Schlafe ruhender beschaulicher Seher dem raisonnirenden nach Außen thätigen Occident gegenüber.“ Weil nun im Alterthume die Phantasie statt der Vernunft herrschte, daher Bildersprache statt des nackten Wortes. Es ist in unserer Natur gegründet, daß wir uns alles bildlich vorstellen; die Sprache der Seele in Träumen ist der stärkste Beweis dafür. Selbst wir Reflexionsmenschen sind, ungeachtet wir nach der festgesetzten Convention denken lernen, dann am beredtesten, wenn wir unsere

abstraktesten Begriffe durch Bilder versinnlichen. Die Bildersprache ist die natürliche, deren wir uns selbst noch bedienen, sobald die kalte berechnende Vernunft durch die Leidenschaft verdrängt wird. Je weniger ein Volk gebildet ist, desto malerischer ist seine Sprache. Daß die Orientalen sich noch jetzt gewöhnlich figürlicher Ausdrücke bedienen, kommt daher, daß ihr heißeres Blut sie weit lebhafter empfinden macht. Die Bilder der äußeren Gegenstände drücken sich bei ihnen viel tiefer ein. Wenn sie reden, malen sie, was sie empfunden haben. Auch im Süden Europa's begnügt man sich nicht immer mit der gemeinen Art zu sprechen, man nimmt Zuflucht zu schimmernden Bildern, und der Neapolitaner redet sogar mit den Händen und Augen.

Die figürliche Sprache war also in der Urzeit die natürliche Sprache; die Bilderschrift entstand aus Bedürfniß, wurde aber, als sich die Summe der Ideen vermehrte — ihre Verbindung eine unendliche Anzahl Charaktere, um sie malen zu können, nothwendig machte, Ein Zeichen nun verschiedene Gedanken ausdrücken mußte, wodurch Verwirrung entstand — deßhalb wegen ihrer Unzulänglichkeit verlassen. Hatte man früher Ideen gemalt, so malte man nachher die Töne. Da entstand das Alphabeth, welches gerade so viele Elemente, als die Stimme Töne hat, und folglich durch natürliche Grenzen beschränkt ist. Da die Worte aus Lauten bestehen, so schloß man sicher, daß kein Wort gedenkbar sei, welches nicht durch Zeichen der Laute ausgedrückt werden könnte. Nunmehr machte der menschliche Geist schnelle Fortschritte, die Töne wurden gezeichnet, die Worte, die den Ohren die Gedanken malten, wurden jetzt selbst dem Auge sichtbar, man brachte auf kleinem Raume viel mehr Dinge zusammen. In der Urzeit, wo ein solches

Bedürfniß noch nicht fühlbar geworden, weil man mit wenigen Bildern ausreichte, kannte man daher nur die Bildersprache und Bilderschrift. Demnach sind die Allegorien keine kindischen Erfindungen der ältesten Schriftsteller, sondern Denkmale der alten geheiligten Sprache, die von jenen Männern der Vergessenheit entzogen worden. Somit ist die Mythologie keine Erdichtung, womit ein müßiges Volk sich die Zeit verkürzte, sondern eine Bilderschrift, die durch eine neue Schriftart in Vergessenheit gerathen; daher die auf uns gekommenen Ueberreste uns unverständlich geworden. Die häufigen Figuren, aus denen sie besteht, werden von uns für Personen und wirkliche Thiere, folglich für wirkliche Geschichte genommen. So entstand die Götterlehre, welche sich mit angeblich vergötterten Menschen beschäftigt.

Da die primitive Schreibart mit dem Gottesdienste verwebt war, so ist sie durch die Priesterkaste lange erhalten worden. Es gab gleichzeitig zwei Sprachen: die figürliche und die einfache; letztere wurde ihrer Bestimmtheit wegen zu den täglichen Geschäften unentbehrlich. Nachdem die ältere sinnreiche Schrift bei den Griechen durch die bestimmtere vernunftmäßigere Buchstabenschrift verdrängt worden, blieb sie noch lange Zeit sehr dichterisch, daher die Behauptung: die Prosa sei erst nach der gebundenen Redeart entstanden.

Beachtet man die Tradition der Aegypter und Griechen: der Gott Hermes (Thaut, Cadmus) habe, indem er zuerst die Bilder der Götter malte, mit der Schrift zugleich die Sternkunde erfunden, so ist schon aus dieser Nachricht zu errathen, aus welchen Elementen die Theologie der Alten hervorgegangen sei. Die Feldbau treibenden Völker müssen ihre Arbeiten nach den Jahreszeiten einrichten; sie sind an gewisse Zeitpunkte

gebunden, versäumen sie diese, so ist die Arbeit eines ganzen Jahres verloren. Beobachten allein reichte aber nicht aus, man mußte die Beobachtungen auch im Gedächtnisse behalten, um sich im nächstfolgenden Jahre darnach richten zu können. Das einfachste Mittel war, die verschiedenen Feldarbeiten nach der Erscheinung verschiedener Sterne anzuordnen.

Am meisten machten sich die beiden Jahresepochen bemerkbar; die eine, wo die Sonne sich gegen Mittag neigt, und zu fliehen scheint; die andere, da die Sonne gleichsam triumphirend gegen Norden heraufsteigt, und die Erde mit ihren Strahlen wieder erwärmt. Von der Periode, wo sie dem nächtlichen Hemisphär zueilt, ist es zu verstehen, wenn die Götter und Heroen in die Unterwelt reisen, oder rasend werden — denn sobald man die Idee nicht nur verkörperte, sondern auch anthropisirte, mußte geistige Finsterniß an die Stelle der physischen treten — oder herumirren, weil die Region, in welcher sie nach Sommermitte oder nach der Herbstgleiche sich befinden, eine finstere ist, also für die Lichtgottheiten eine fremde; oder zu ihren Gegnern in einem Dienstverhältnisse stehen, weil sie der eigenen (vegetativen) Kraft nun entbehren, oder entthront (d. h. aus der Zeitherrschaft verdrängt) werden, oder erblinden (wegen der Dunkelheit der Wintersonne) oder, wenn das Jahr zu Ende ist, durch sich selbst oder durch Andere den Tod erleiden. Wo der Cultus das Sterben der Zeit dramatisch darstellte, mußte es auch Gräber der Götter geben. Die spätere Generation schloß aus diesem Umstand auf vergötterte Menschen; man hätte aber bedenken sollen, daß die vielen in verschiedenen Ortschaften von einem und demselben Gott (Osiris) oder Heros (Ulysses) gezeigten Grä-

der nur auf ein allegorisches Wesen passen können, dessen Tod gleichzeitig in mehrern Ländern gefeiert wird. Ebenso ward in der Winterwende an vielen Orten die Geburt des Sonnengotts, und im Frühling dessen Vermählung mit der Erde gefeiert.

Als die verschiedenen Gattungen des Feldbaues erfunden waren, und das Bedürfniß nach mehrern Merkmalen am Sternhimmel sich fühlbar machte, alle Zeichen aber nicht sich im Gedächtnisse behalten ließen, da verfiel man auf den Gedanken, über gewisse Zeichen sich einzuverstehen. Man zeichnete also die Sinnbilder ab, wodurch die himmlischen Punkte bemerkt wurden. Die Wendekreise wurden durch zwei Grenzsteine oder Säulen (des Hermes) angedeutet. Um die verschiedenen Stationen der Sonne in den 12 Monaten zu bezeichnen, bildete man solche Thiere ab, deren Eigenschaften oder Verrichtungen einige Beziehung auf diejenigen Feldarbeiten hatten, die in den verschiedenen Jahreszeiten vorgenommen werden. Die Gestirne wurden als sinnbildliche Figuren gemalt, die auf die Feldarbeiten Beziehung hatten. Die Astronomie ist die Tochter der Agricultur. Bei Hesiod finden wir eine förmliche Witterungslehre, die ein Resultat vieler Beobachtungen der vorhergegangenen Zeitalter ist. Dennoch muß man zugeben, daß die Griechen, die in religiöse Geheimnisse verhüllten astronomischen Wahrheiten, die sie aus Aegypten und dem Orient überkommen hatten, nicht mehr verstanden; denn zu Hesiods Zeit war die Sternkunde der Hellenen noch im Keime, obgleich ihre Mythologie schon vollständig ausgebildet. Diese Erscheinung beweist, daß die Astronomie, als sie nach Griechenland gebracht wurde, bereits mit der Religion verwebt war. Als lange Zeit noch Hesiod Thales in dem Orient reiste, um dort zu lernen, wie die Finsternisse berechnet

werden müssen, war dort die Sternkunde nicht mehr allegorisch, die Buchstabenschrift bereits allgemein eingeführt. Hätte er die Bildersprache noch dort vorgefunden, würde er die neue Wissenschaft in der alten väterlichen Religion wieder erkannt haben.

Die Gewohnheit, alle Erscheinungen in der Natur zu personifiziren, erzeugte auch die Berg-, Wald- und Elementargeister. Jedes Thier, jede Pflanze war eine verkörperte Idee. Als aber die Völker ihre Sprache veränderten, sich an die genauere Buchstabenschrift banden, nahm das glänzende Reich der Phantasie ein Ende, das Zeitalter der Reflexion begann. Vormals wurden die Ideen gemalt; indem die geistigen Vorstellungen sich gleichsam verkörperten, bekamen sie unter den Augen des Lesers Gestalt, wodurch sie sich desto dauerhafter dem Gedächtniß einprägten. Als man aber anfing Töne zu malen, die nur hörbar sind, sich in der Luft verlieren, und keine Spur zurücklassen, so konnte man keineswegs durch Bilder bewerkstelligen, daß die Töne dem Auge sichtbar geworden wären. Ueberdies, da die Worte aus mehrern Buchstaben und Sylben bestehen, und dennoch jedes Wort nur Eine Idee ausdrückt, so konnte nicht jede Idee durch eine einzige Figur dargestellt werden. Ehedem wurde ein Wort nur durch Einen Charakter bezeichnet, jetzt sind eben so viele Charaktere nothwendig, als das Wort Buchstaben hat. Solchergestalt ist ein Wort gleichsam zerstückt und in mehrere Zeichen getheilt, deren jedes leblos und für die Sinne nicht fühlbar ist; folglich kann es kein Bild werden, sondern ist bloß ein Aggregat vereinigter Töne. Der Schreibende stellt sich also keine Bilder vor, sondern bemüht sich bloß die Zeichen der Töne richtig zu copiren, und die Wirkung zu schildern, die das Wort im Ohre, nicht in der Phantasie gemacht. Die belebten Figuren, diese einzelnen vollständigen Zei-

chen ganzer Worte und Redensarten wurden daher von jener Schrift verdrängt, in welcher ein jedes Wort durch mehrere, unter sich ganz verschiedene Zeichen dargestellt werden mußte. Nun wurde nicht mehr in Bildern geschrieben, man hörte auf, natürliche Dinge als Personen vorzustellen; Narciß ward wieder zur Blume, Daphne zur Lorbeerpflanze, und das Reich der Verwandlungen hatte sein Ende erreicht. Indessen mußte man die unzähligen Denkmale, welche das frühere Zeitalter angehäuft hatte, in die neue Schrift übersetzen. Insofern man aber den eigenthümlichen Styl der Alten aus den Augen verlor, konnte auch die Uebersetzung nicht richtig ausfallen. Denn entweder sind diese Denkmale sogleich übersetzt worden, und dann ist die Allegorie unverändert geblieben, weil sie damals noch nicht außer allem Gebrauch war, oder man hat die Uebersetzung erst nach langer Zeit gemacht; dann aber nahm man die Dinge ganz anders, man sprach von Gestirnen, Flüssen, Städten ꝛc. nicht mehr in Sinnbildern, und da diese verschiedenen Personen mit ihren Namen in die Jahrbücher eingetragen wurden, so hatte man sie auch ohne weitere Prüfung für wirkliche Personen angesehen.

Zwar hat man zu jeder Zeit zugestanden, daß die Mythologie Fabeln enthalte, aber will man der Wahrheit die Ehre geben, muß man bekennen, daß sie durchgängig fabelhaft ist. Es läßt sich doch nicht läugnen, daß in der Mythologie viele Gewässer, Pflanzen und Thiere in Menschengestalt erscheinen, und daß es heiße, jene Flüsse, Kräuter, Insecten, Vögel ꝛc. seien einst Menschen gewesen. Dergleichen Verwandlungen glaubt freilich Niemand, aber es muß doch eine Ursache vorhanden sein, daß sie ersonnen worden sind. Unseres Erachtens ist es keine andere als die schon erwähnte, daß in der Vorzeit die Naturgegenstände

allegorisch abgebildet, die allegorischen Bilder aber nachher für wirkliche Personen genommen worden sind. Wenn wir aber die Gestaltveränderungen für Redensarten der figürlichen Sprache halten, so werden wir nicht glauben, daß Prokne in eine Schwalbe umgestaltet worden sei, wohl aber, daß man die Schwalbe in eine weibliche Person verwandelt habe. Folglich müssen alle Ovidischen Metamorphosen im umgekehrten Sinne verstanden werden, d. h. nicht der König Picus ist in einen Specht verwandelt worden, sondern dieser in jenen. Wenn aber Picus ein allegorisches Wesen ist, so kann er nicht ein wirklicher König in Latium gewesen sein. Ebenso wenn jene Gefährten des Ulysses in Schweine verwandelt wurden, kann er auch selbst nicht der Geschichte angehören. Wie ist anzunehmen, daß Pandion König in Athen gewesen, wenn seine Töchter in Vögel verwandelt wurden? oder daß Minos in Creta herrschte, wenn sein Sohn Stiergestalt hatte? Die Existenz des Cecrops hält man für erwiesen, weil sein Name in parischem Marmor eingegraben, obgleich er doppelleibig, und von den Lenden abwärts Schlange war, obgleich seine Tochter Aglaure von Athene in Stein verwandelt ward. Erdichtete Wesen stehen nur mit Ihresgleichen, nicht aber mit wirklichen Personen in Verbindung. Laßt uns also gestehen, daß die Mythologie durchaus fabelhaft ist; ihre Theile hängen dergestalt zusammen, daß man entweder Nichts oder Alles für allegorisch erklären muß. Die Familien von 10 oder 12 Generationen sind durch Ehebündnisse so in einander verflochten, daß sie zusammen nur Eine ausmachen. Nun aber kann ein erdichteter Fürst seine Töchter, die gleichfalls nur erdichtet sein können, nicht an wirkliche Prinzen verheirathen. Wenn ferner die aus solchen Verbindungen erzeugten Kinder auch allegorisch sind, so muß man nothwendig

das Ganze für Allegorie halten. Es muß einleuchten, daß die mythologische Geschichte nichts anders sei als die Geschichte der Natur in Bildern dargestellt. Da aber die Erd- und Himmelskunde sich nicht von einander trennen lassen, so müssen auch die allegorischen Darstellungen der Erd- und Himmelskörper ein Ganzes ausmachen.

Indeß wird doch Mancher, der diese Bemerkungen liest, jenem Theil der Geschichten, welcher hier für Fabel erklärt ist, nicht so leicht entsagen. Sie war ein Gegenstand unserer ersten Studien, beschäftigte uns angenehm in der Kindheit, die sinnreichen Dichtungen ergötzten uns in Mußestunden. Wie soll man nun plötzlich die Existenz jener Heroen läugnen, deren Namen durch ein hohes Alterthum geheiligt ist? vernichten jene Bücher, Aufschriften und Marmormonumente, die das Dasein vieler von jenen Königen bezeugen? „Es gibt," sagen die Anhänger hergebrachter Irrthümer, „ohne Zweifel manche Fabeln in der griechischen Geschichte, sondern wir nur die Fabeln ab, es bleibt der reinen Wahrheit noch genug übrig." So argumentirt das große Publicum, „denn das Hergebrachte" sagt Welcker, „und das viel Wiederholte übt über die meisten Menschen große Gewalt aus. Den meisten gilt auch in Sachen der Ueberlieferung, worin sich so selten Wahrheit ausspricht, die Volksstimme. Unerschüttert herrscht sie, so lange nicht die wissenschaftliche Forschung entgegen tritt und das erkennbar Wirkliche von Dichtungen und falschen Auslegungen mit strenger Unbefangenheit zu scheiden sich ermuntert.[1] Und Ottfried Müller klagt: Die älteste Völkergeschichte wird nicht viel anders behandelt als die geheime Geschichte europäischer Kabinette; sinnvolle Namenaufzählungen von Mysterienkönigen werden, wie Successionen heutiger Fürsten, mit einem oft

[1] Rh. Mus. 1, S. 270.

lächerlichen Scharfsinn und mit einer Kritik berichtigt, die nicht unkritischer gedacht werden kann.“[1]

Es ist also wenig ausgerichtet, wenn wir bezweifeln, daß Romulus von einem Gott gezeugt, von einer Wölfin gesäugt worden, und lebendigen Leibes in den Himmel gefahren sei; sondern die Nichtexistenz des Helden selbst, die Nichtexistenz dieses ersten Königs der Römer ist darzuthun. Beweist man sein Dasein dadurch, daß Plutarch seine Biographie geschrieben, so beweist man nur, daß die Alten sich selbst betrogen als sie allegorische Wesen für wirkliche nahmen. Eine unechte Medaille bleibt unecht, obschon sie von Erz ist, und wenn man die Echtheit derselben untersucht, so sieht man nicht auf die Dauerhaftigkeit der Materie, sondern auf den Inhalt der Aufschrift. Das hohe Alter einer Geschichte ist eben so wenig ein Beweis von ihrer Wahrheit, denn sonst könnte die Fabel mit der Zeit zur Geschichte werden. Mancher Irrthum ist bis jetzt nur deßhalb nicht entdeckt worden, weil man darüber keine Untersuchungen anstellte. Wenn man jetzt im Stande ist, einiges Licht über manche noch dunkle Partien der alten Geschichte zu verbreiten, so kommt es daher, daß in unserm Jahrhunderte der Untersuchungsgeist nicht mehr so schwere Fesseln trägt.

[1] Orchomenus S. 4 d. zw. Ausg.

Erstes Capitel.

Monotheismus ist die älteste Religionsform bei allen Völkern, nur die Israeliten beginnen mit Vielgötterei und gehen im Laufe der Zeiten zu gereinigtern Vorstellungen vom Wesen Gottes über.

„Wie Sonne und Mond, Himmel, Erde und Meer allen Menschen gemein sind, und nur bei andern Völkern anders genannt werden, so gibt es nach Verschiedenheit der Völker verschiedene Benennungen und Verehrungen jenes einzigen Wesens, das alle Dinge in Ordnung hält.“

Plutarch.

Die Astronomie war die große Wissenschaft der Alten, ihre vornehmste Beschäftigung, denn sie enthielt die Geschichte der Götter, und in den Mysterien wurde der Eingeweihte — dessen Seele nach dem Tode in einen Stern übergehen sollte — noch bei Leibes Leben mit den Sternen verglichen, deren Kreisläufe die Initiirten in mystischen Reigentänzen nachahmten. Die Sternkunde herrschte in Indien, Persien, Chaldäa, Aegypten, Griechenland, ja selbst bei den celtischen Völkern des Abendlands, wo sie von den Druiden fortgepflanzt wurde. Allenthalben errichtete man Observatorien, Thürme, die bis an den Himmel reichten, Labyrinthe, deren Bauart calendarische Anspielungen enthielt — denn das ägyptische (Herod. II, 148.) mahnt in seinen zwölf Höfen, mit gegen einander überstehenden Thoren, deren sechs gegen Mittag und sechs gegen Mitternacht, an den Thierkreis mit seinen zwölf Stationen der Sonne, deren eine Hälfte die südliche, die andere die nördliche Hemisphäre bildet;

und die 3000 Gemächer, wovon die eine Hälfte über, die andere unter der Erde, sollten auf die 3000jährige Wanderung der Seelen (Herod. II, 123.) durch die Sternenbahn (Macrob. Somn. Sc.) anspielen; Pyramiden, in deren Innerem Vorrichtungen waren, welche bewiesen, daß diese Gebäude astronomischen Zwecken dienten (Dornedden's Phamenophis S. 250 und dessen N. Theorie z. Erkl. d. Myth. S. 452.); der römische Circus mit seinen zwölf Pforten und den an beiden Enden angebrachten, die Sonnenwenden verbildlichenden Säulen (metae), um welche die den Sonnenwagen vorstellenden Wagen sich wendeten u. s. w.; die Tempel nach Sonnenaufgang gerichtet; Städte mit sieben Thoren zu Ehren der Planeten; Burgen mit sieben Mauern, deren jede die einem andern Planeten geweihte Farbe trug (Herod. I, 98.). Der Belustempel wollte in seinen acht Stockwerken auf den Fixsternhimmel über den sieben Himmeln anspielen, und die Chinesen, welche — wie die Scandinavier — neun Himmel annehmen, bauten einen Porzellanthurm mit neun Stockwerken. Ganze Reiche waren in so viele Regionen getheilt, wie der Himmel, wovon jede den Namen des Sternbildes oder Decans trug, unter dessen Aufsicht sie stand. Attica zählte 12 Ortschaften, Aegypten 36 Nomen (weil alle 10 Tage ein anderer Planet regiert), Indien 56 Weltregionen (Ritter Erdk. As. III, S. 43. IV. 1. S. 751.), und die Chinesen, deren Astronomie auf indischem Boden ruht, bringen sämmtliche Gestirne unter 56 Himmelsreviere (Du Halde Chin. Reich II, S. 28.). Babylon war mit einer Mauer von 360 (nach Andern 365) Stadien umgeben; Rom sollte — wie die mythische Stadt Ver von Dschemschid — am ersten Frühlingstag erbaut worden sein u. s. w. Unzählige Priester waren geschäftig eine Menge astronomischer Idole aufzustellen, die ent-

weder die Sonne oder den Mond mit seinen Phasen, oder die Planeten, die Constellationen, die verschiedenen Himmelspunkte, die allegorischen Zeichen des Tages, der Nacht, des Morgens und Abends, die Punkte der Sonnenstände und Nachtgleichen, der Monate, Wochen und Tage, kurz, die alles dasjenige vorstellten, was nach der primitiven Bilderschrift eine Person sein konnte, oder was in frühern Zeiten zur Anordnung der Feldarbeiten diente, und in der Folge, als die Bilder für das göttliche Wesen selbst gehalten wurden, ein Gegenstand der Verehrung ward. Denn zuerst bezeichnete man die Eigenschaften Gottes durch Bilder, später hielt man sie für wirkliche Wesen, für Priester, Könige und Heroen; so wurden Irrthümer nicht allein mit der Geschichte, sondern auch mit der Religion verflochten.

Da die älteste Poesie aus Hymnen zum Lobe der Götter bestand — die dem Homer und Orpheus zugeschriebenen beziehen sich auf Constellationen und Planeten — die ersten Epopöen nur erweiterte Hymnen waren, so versteht sich von selbst, daß ihr Inhalt astronomisch war, z. B. das von dem Rhodier Apollonius besungene Schiff Argo mit 12 oder 52 Ruderern besetzt — je nachdem Monate oder Wochen zu verstehen sind — steuert am Himmel. Die von Homer gefeierte Penelope, die ihr Gewebe allnächtlich wieder auftrennt, von 50 Dienerinnen und 30 oder 12mal 9 Freiern umringt ist, erkennt man leicht als das Mondenjahr; so wie ihren Gemahl, dem 360 Schweine an 12 Kufen stehen, und dessen Hund Argus in dem Momente seiner Rückkehr stirbt, als das mit dem Aufgang des Hundssterns geschlossene und eröffnete Sonnenjahr der Hellenen. Troja wird von 52 Heerführern umrungen und in der Sommerwende in Brand gesteckt; das siebenthorige Theben von 7 Königen belagert,

deren sieben Scheiterhaufen den Schluß des Gedichtes bilden. Nonnus besang den Siegeszug des Weingotts nach dem Orient, den er sich mit einem Heere von Winzerinnen unterwürfig macht, die nur mit Rebstöcken bewaffnet sind. Virgil sang von der (herbstlichen) Hinabfahrt des Jahrgotts (Aeneas) in die Unterwelt, und von seinen Kämpfen mit dem (naturfeindlichen) Turnus, der niemand anders als der durch heiße Sommerglut alle Pflanzen vernichtende Mars selber war, der in Assyrien Turas (Altus) hieß, ein Name, dessen Bedeutung in des Romulus Prädicat: Altellus, wieder zum Vorschein kommt, und sich auf den höchsten Stand der Sonne um Sommermitte bezieht. Ovid versinnlichte in der Geschichte Deucalions und Phaethons den jährlichen Untergang der Welt durch Wasser und Feuer in der Winter- und Sommerwende, wenn die Sonne im Zeichen des Wassermanns oder des Löwen sich befindet; Claudian besang die herbstliche Geschichte vom Raube der Proserpina durch Pluto, d. h. vom Verschwinden der Vegetation, wenn die Sonne sich der winterlichen Hemisphäre zuneigt. Wenn Homer den Zeus und die übrigen Götter zu dem Vater Ocean ins Land der Aethiopen reisen ließ, um dort zwölf Tage zu verweilen, so dachte er an die Schalttage, deren man bedurfte, um das aus 354 Tagen bestehende Mondenjahr mit dem Sonnenjahr auszugleichen. Denn Ocean ist auch ein Zeitenstrom, Vater aller Götter genannt, weil diese die einzelnen Theile der Zeit sind, und seine 50 Töchter wird Jederman als die Wochen des Jahres erkennen. Weil an den Schalttagen, die nicht zum Jahre gezählt wurden, kein Geschäft unternommen ward, so erwartet Thetis des Zeus Rückkehr vom Ocean, anstatt sogleich hinzugehen, um die gewünschte Rache für Achilles beim Zeus auszuwirken. Die von der Iris vorgeschützte

Unaufschieblichkeit der Reise zum Ocean (Il. 23, 205 ff.) erklärt sich durch das Einfallen der Zusatztage. Ihre Entfernung war an diesen Moment gebunden. Und weil Oceanus der bürgerliche Tag, aus dessen Zusammensetzung Wochen, Monate rc. entstehen, [1] so muß er auch eine Gemahlin haben, mit der er diese Zeittheile zeugen kann. Darum wird seine Gemahlin Tethys von der Juno: „Mutter aller Götter" genannt. Nur in den Zusatztagen (Epagomenen) hört des Oceans Zeugungsthätigkeit auf, weil diese nicht in den Kalender mitgezählt wurden. Um diese Zeit lebte Oceanus mit Tethys in Unfrieden. Wenn nun Juno zu ihm reist, um ihn mit seiner Gattin auszusöhnen, so heißt dies: In den Schalttagen wird das neue Jahr geschaffen, die Zeugung der Zeit nimmt nach erfolgter Aussöhnung wieder ihren Fortgang. Das Hängen der Juno, womit die Keifende von ihrem Gemahl bedroht ward (Il. 15, 19.), läßt sich nur aus den der Mondgöttin vom Cultus angestellten Schwebefesten [2] erklären, wovon Artemis (Paus. VIII, 23, 5.), sowohl als Here: die Erdrosselte (ἀπαγχομενη) hieß, weil sich in Caphya die Sage erst gebildet hatte, als man das Hängen der Diana eben so wenig mehr verstand wie Homer das Hängen der Here. [3]

Aus dem Vorhergehenden ließe sich aber leicht die falsche Vorstellung erzeugen, als wäre der Gottheitsbegriff der sogenannten Heiden ganz in den Kalender aufgegangen. Zur Steuer der Wahrheit

[1] οσπερ γενεσις παντεσσι τετυκται.

[2] In Indien zu Ehren der Bhavani.

[3] Hätte man sich Artemis nicht als Göttin, sondern wie die Erigone, als Heroine gedacht, würde die Mythe nicht berichtet haben: „Spielende Knaben legten um das Bild der Göttin einen Strick, um sie zu erdrosseln," sondern „Artemis ist von ihnen erdrosselt worden."

muß man vielmehr bekennen, daß die Lehre von einem unerschaffenen, ewigen, nicht durch Gestalt wahrnehmbaren, nur in seinen Wirkungen sich offenbarenden Gott in fast allen Religionssystemen der alten Welt angetroffen wird. Indem hier nur vorübergehend an die celtischen Druiden erinnert werden kann, welche in ihren Mysterien die Lehre von der Einheit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele vortrugen (Echo du Monde savant 22. Dec. 1844, vgl. d. Ztschr. „Ausland" 1831, Nr. 58.); und in Beziehung auf die Germanen ihr Waldcultus aus der Vorstellung entstand, daß die Gottheit sich in keinen Raum einsperren lasse; soll hier noch der Römer gedacht werden, die in den ersten Jahrhunderten keine Bilderverehrung kannten (Plut. Num. 8.), und der Phönizier, in deren Tempeln des Hercules zu Tyrus und Gades man nur das ewige Feuer aber kein Bild erblickte (Herod. II, 44. Sil. B. 9. III, 29.), der Babylonier, in deren Tempel des Bel sich kein Bildniß des Gottes fand (Herod. I, 187.), der Perser, deren Intoleranz gegen den Bilderdienst aus dem Verfahren des Cambyses in Aegypten (Herod. III, 29. 37.) und des Assyrerkönigs aus der Bibel (Jes. 37, 24.) bekannt ist. Der indische Brahma als vornehmster Gott, der alle andern Götter (die Zeittheile) aus sich erzeugte, daher ein indischer Spruch sagt: „die Götter sind jünger als die Schöpfung," dieser Brahma hat weder Bild noch Tempel. Die Sintureligion, die ursprüngliche in Japan, kennt keine Bilder; Confutsee verwarf den Götzendienst. Auch die Slaven besaßen kein Bild von ihrem obersten Gotte. (Nullae effigies expressae, sagt Helmold). Perun wurde im Freien verehrt. Ihm brannte aber das ewige Feuer (Hanusch slav. Myth. S. 98.). Wollte man dies als Elementardienst deuten, so müßte man auch den Mosaismus desselben beschuldigen; denn auch

im Tempel zu Jerusalem durfte, wie in jenem der Vesta zu Rom, das ewige Feuer nicht verlöschen (3 Mos. 6, 6.). Die bildlose Gottesverehrung unter den alten Deutschen hatte Joh. v. Müller (Allg. Gesch. I, S. 393.) zu dem falschen Schlusse verleitet, als sei Mangel an Kunstfertigkeit (!) die Ursache hievon. So wenig ist man geneigt, den Heiden eine würdige Vorstellung von der Gottheit zuzugestehen. Aus dem Plinius (34, 10.) weiß man, daß erst als der Luxus die Grundlage des Staates zu unterwühlen begann, man sich anschickte, kostbare Bildsäulen zu errichten, in Numa's Zeit wollte man nicht „das Höhere durch das Niedere dargestellt" sehen. (Plut. Num. 8.). Eine sinnliche Religion hätte in Ermanglung von Kunstfertigkeit einen unförmlichen Klotz oder Stein zur Verehrung aufgestellt. Erst die Bekanntschaft mit dem Götterdienst der Griechen änderte auch in Latium die Lage der Dinge. Und doch war auch unter den Hellenen der Monotheismus nicht fremd. Der orphische Hymnus (in den Fragm.) lautet:

„Zeus ist der Erste, Zeus auch der Letzte der Götter,
Zeus ist das Haupt und die Mitt' und von Zeus ist Alles gegründet,
— — — — — — — — —
Zeus ist Wurzel der Erd' und des sternebesäeten Himmels,
Zeus ein wehender Hauch, Zeus stürmender Flamme Gewaltschritt,
Zeus des Meeres tiefunterster Grund, ist Sonne, wie Mondlicht,
Ist der König des Alls und urbewegende Grundkraft."

Antiphanes sagt: „Gott wird durch kein Abbild erkannt, nicht mit Augen gesehen, ist durch kein Bild erkennbar." [1] Alle Götter sind in Zeus enthalten (Herod. II, 52.), denn zu Dodona, dem Orakelorte des Zeus wußte man noch keine Namen der

[1] ϑεος απο εικονος ȣ γνωριζεται, οφϑαλμοις ȣχ ορᾶται, ȣδενι εοικε· διοπερ αυτον ȣδεις εκμαϑειν εξ εικονος δυναται.

einzelnen Götter. Er heißt: „der ewig Eine“ (Jamblich. de myst.) das „Wesen der Wesen.“ Xenophanes sagt von ihm:

„Einer nur sieht, es denket nur Einer, Einer nur höret
Sonder Mühe der Eine mit Denkkraft jegliches schwingend.“ [1]

Plato (Conviv.) nennt Zeus den „Ungebornen,“ Thales nennt ihn den „Anfanglosen“ (Plut. de decr. Philos. I, 3.). Plato hatte seine Weisheit aus der Mysteriosophie entlehnt. Dort mochte er Sätze, wie die folgenden, vernommen haben: „Zwei Götter kann die Welt nicht ertragen“ (Politic.). „Ein Vater des All, Lebensquell, Wesenherr, Göttervater, Urbild der Welt“ (Tim.). Socrates hatte darum sich nicht in die Mysterien einweihen lassen, weil auf die Mittheilung der daselbst vorgetragenen reinern Lehren vom Wesen Gottes an die Laien, Todesstrafe stand, jener Weise aber die Wahrheit nicht seinen Nebenmenschen vorenthalten wollte. Also war der Monotheismus den Hellenen wohl bekannt, wenn auch nur den Auserwählten als Geheimlehre vorgetragen. Das hohe Alter der orphischen Hymnen haben die Zeitgenossen Plato's wegen des der Volksreligion widerstrebenden geistigern Inhalts als unrecht ausgegeben. Das kam aber daher, weil man die Uneingeweihten über Gedichte, welche das Innerste der Mysterienlehre berührten, täuschen wollte. Dann erklärt sich, warum in den ersten christlichen Jahrhunderten, wo man sich gegen die von den Kirchenvätern gemachten Anschuldigungen vertheidigen wollte, diese Zweifel aufhörten. Homer und Hesiod unterstützten zwar nicht diese dem Monotheismus der Hellenen förderliche Ansicht, denn sie sind nur Volksdichter, die den aus den Tempelarchiven benützten Sagenstoff

[1] Fragm. bei Clem. Al. Strom. V. S. 601. Euseb. Pr. ev. 18, 13.

oft selbst nicht mehr verstanden, und nur für ihren Zweck mit dichterischer Freiheit benutzten. Aber der in die Eleusinischen Geheimnisse eingeweihte Aeschylus redet in den „Schutzflehenden" (V. 527 ff.) also vom höchsten Gott:

„König der Könige, der Seligen
Seligster, der Mächtigen
Glückseliger Zeus."

Im „Agamemnon" (V. 1484.) nennt er ihn die „Ursache aller Dinge" und den „Allesvollbringer," [1] in den „Eumeniden" (V. 1086.) heißt er „allschauend." [2] Plutarch (de Is.) ermahnt: „Wenn du das, was von den Göttern erzählt wird, und die Erklärungen der Ausleger mit Weisheit anhörst, vor allen Dingen aber dich überzeugst, daß Opfer und Ceremonien den Göttern nicht so angenehm sind als richtige Begriffe von ihnen, so wirst du dem Aberglauben entgehen, welcher kein geringeres Uebel ist als die Gottesläugnung." (Hier also können unter Götter nur die Naturkräfte verstanden sein, die man nicht für selbständige Wesen nehmen soll). Eine Verehrung bloßer Naturkräfte als getrennt vom Wesen des Zeus mochte dieser Philosoph wohl auch nicht billigen, denn er warnt davor, „die Gottheiten in bloße Winde, Ströme und Saaten oder in Veränderungen der Erdoberfläche und der Jahreszeiten umzuschaffen, so wie Manche den Bacchus zum Wein, und den Vulcan zum Feuer machen, oder wie ein gewisser Dichter von den Schnittern singt:

„Wenn die fröhlichen Mäher die Glieder der Ceres zerschneiden."

Denn dies kommt grade so heraus, als wenn man Segel, Tau und Anker für den Steuermann,

[1] Παναιτιος, πανεργετης.
[2] Πανοπτας.

Faden und Einschlag für den Weber oder Becher und Honigtrank für den Arzt selbst nehmen wollte." Ebendaselbst tadelt er diejenigen, „welche die ehernen, gemalten und steinernen Bilder nicht für bloße Ehrenzeichen der Götter halten, sondern sie selbst Götter nennen, und sich nicht zu sagen scheuen: Lachares hat der Athene ihr Gewand ausgezogen,[1] Dionysius hat dem Apollo die goldenen Locken abgeschoren, oder der capitolinische Jupiter ist im Bürgerkrieg verbrannt worden, Reden, durch die man leicht zu gottlosen Meinungen verführt werde." Daß das Bild nur die Andacht fixire, nicht aber selbst göttlich verehrt werde, rühmte Hecatäus von den Aegyptern (Diog. Laert. Prooem. 7.). Ihres Thierdienstes halber ist diese weise Nation von oberflächlichen Köpfen oft verspottet worden, weil man nicht berücksichtigte, daß jene Thiere nicht Götterbilder sondern ursprünglich Kalenderzeichen waren, die an das Wirken des Schöpfers in dieser oder jener Jahreszeit erinnern sollten. Die Aegypter hatten ihren Cultus aus dem Mutterlande Indien über Aethiopien in die neue Heimath verpflanzt. Isuren und Isani hießen jetzt Osiris (oder Hysiris, wie ihn Hellanicus, Herodots Zeitgenosse nennt) und Isis; der Sphinx war unverändert herübergekommen, erst unter den Griechen änderte er sein Geschlecht. Dieselben Thiere, die am Ganges für heilig galten, waren es noch am Nil. Dieselben Speisen, welche dort gemieden wurden, verunreinigten auch hier; selbst den Thierkreis, dessen Anordnung nur auf das indische Clima paßte, hatte man hier unverändert beibehalten! Und dennoch sollten die Erbauer der Pyramiden, deren noch großartigere Vorbilder die indischen Pagoden sind,[2] Käfer, Katzen und Spitz-

[1] Um sich Geld zu verschaffen.

[2] Die große Pagode in der Nähe von Seraing mißt 1000 Fuß im Umkreise, ist 170 Fuß hoch, und jene von Anurapura wäre

mäuse für die Gottheit selber gehalten haben? Schon die von Plutarch (de Is. c. 76.) uns aufbehaltene Aufschrift über dem Tempel zu Sais:

„Ich bin alles Geschaffene, Seiende und Werdende.“[1]

von welcher der bei Pausanias (X, 12, 5.) dem Zeus geweihte Spruch:

„Zeus war, Zeus ist, Zeus wird sein“[2]

vielleicht nur eine Nachbildung ist, sollte von dem Verstande der Aegypter uns eine vortheilhaftere Meinung beibringen. Zwar herrscht auch in Indien Polylatrie, und diese, wird man sagen, hat den Weg nach Aegypten gefunden; aber die Mysteriosophie der Priesterkaste wird dann wohl auch nicht zurück geblieben sein. Nirgendwo jedoch hatte man würdigere Begriffe vom Wesen Gottes in Wort und Schrift verbreitet als unter den Bramahnen.

Sonnerat (Reis. S. 255.) theilt seinen Lesern ihr Glaubensbekenntniß in folgenden Worten mit, die ihres erhabenen Inhaltes wegen hier unverkürzt wiederzugeben gestattet sei: „Das höchste Wesen, das Einige Wischnu, Andere aber Schiwa nennen, ist der Grund aller Elemente, Bewegungen und Handlungen, worauf das Leben und die Zeit beruht. Es vermischt sich unsern Seelen, und gibt ihnen ihr Dasein. Es hat Alles erschaffen, und wird einst Alles zerstören. Alle untern Gottheiten sind nur seine Geschöpfe. Sein Wesen gleicht einem Lichte, verbreitet sich überall, ist von Ewigkeit her,

noch größer geworden, hätte man sie vollendet. Schon die dazu bestimmten Löwen fand man 90 Fuß hoch. Sie hätte also der Anlage nach die meisten ägyptischen Pyramiden übertroffen. (Brockhaus Bl. f. lit. Unterh. 1842 S. 10. 11.).

[1] Εγω ειμι το πᾶν το γεγονος, και ον, και εσομενον.

[2] Ζευς ἦν, Ζευς εστι, Ζευς εσσεται.

ungeboren und wird zu allen Zeiten sein. Nur er allein kennt sich, allen Andern ist er unbegreiflich. Selbst die Götter erkennen sein Wesen nicht, seine höchste Substanz ist es, welche der Sonne und dem Monde ihr Licht ertheilt. Er allein hat Menschen und Thiere erschaffen, seine Güte zu offenbaren. Bald scheint er empfindungslos, ohne Eigenschaft, bald hingegen befindet er sich gleich einem Feuer im Holz, im Steine, im Wasser, in der Luft. Er ist im Innern aller Dinge. Obgleich keinen Körper anzunehmen fähig, nimmt er doch zuweilen Gestalt an, ist aber weder der Lust noch des Schmerzes fähig, seinem Wesen nach von allen Veränderungen frei. Obgleich unendlich kleiner als ein Sonnenstäubchen, ist er doch größer als die ganze Welt. Er hat nicht die geringste wirkliche Verbindung mit der Materie, so wie die von dem Wasser zurückgeworfenen Mondstrahlen sich mit dem Wasser zu bewegen scheinen, ohne daß eine wirkliche Verbindung zwischen dem Wasser und dem Monde vorhanden ist. Was die Götter betrifft, die unter so vielen Bildern verehrt werden, so hat man ihnen diese Gestalten bloß der Unwissenden und Geistesschwachen wegen gegeben, die etwas Sinnliches haben müssen. Sie würden die Güte und Größe des höchsten Wesens ohne jene Bilder, welche dessen Eigenschaften vorstellen, und woraus man so viele verschiedene Götter gemacht hat, nicht begreifen können. Diejenigen aber, welche Gott im Geiste erfassen, haben keine Götzen nöthig."

Damit stimmen die von Jones gegebenen Auszüge aus einem Upanischad (Commentar) zum Yayur-Veda: „Wer nur das Aeußere der Gottheit verehrt (d. h. sie sich unter irgend einer Gestalt vorstellt), der kommt in den Abgrund des Todes, wer aber sein abstractes Wesen verehrt, wird Un-

sterblichkeit erlangen.“ Ferner in Beziehung auf die Unsterblichkeit der Seele: „Der Alles durchdringende Geist, welcher die Sonne erleuchtet, sogar derselbe der Art nach, bin ich, wenn auch dem Grade nach unendlich entfernt. Meine Seele wird zum Urgeist zurückkehren, nur mein Leib in Staub zerfallen.“

Schon die Alten haben ihnen die günstigsten Zeugnisse ausgestellt. Philostrat (im Leben des Apollonius 3, 11.) spricht es aus, daß in Indien die höchste Gottheit alles leite. Bardesanes (bei Eusebius Praep. ev. 6, 10.) meint, es gebe Tausende von Brahmanen, die nach Tradition und Gesetz keine Bilder verehrten, und allein auf die Gottheit den Geist richten. Hören wir nun auch neuere Reisende: Der in indischen Studien ergraute Colebrooke sagt, daß der Monotheismus schon in den Veda's klar ausgesprochen sei (Asiatic Research. II. p. 279. VIII. p. 369. 494.). Von ihm mitgetheilte Stellen aus ihren Religionsschriften lauten: „Der Herr der Schöpfung, der alle Räume durchdringt, war früher als das All“ (As. Res. VIII. p. 431.). „Wer weiß es, wann und warum die Schöpfung ward? Sind doch die Götter selbst später als die Schöpfung! Der Lenker des All's weiß es, kein Anderer kann darüber Kunde geben.“ (Ebdſ. p. 405.) Jones citirt in seinen Werken (XIII. p. 373.) folgende Stelle aus dem Veda: „Es ist ein lebendiger Gott, ewig, körperlos, untheilbar, ohne Leidenschaft, allmächtig, allweise, allgütig, Schöpfer und Erhalter aller Wesen.“ Das Gesetz Menu, dessen hohes Alterthum sich daraus ermessen läßt, daß es, seiner minutiösen Bestimmungen über die unbedeutendsten politischen und Religionsvorschriften ungeachtet, der schon zu Alexanders Zeit herrschenden Sitte des Wittwenverbrennens nicht gedenkt, obschon ein ganzer Abschnitt des Buches von den

Vorschriften über die Weiber handelt, — das Gesetz Menus (XII, 85. 87. 122.) sagt es ausdrücklich, daß die Veda's nur Einen Gott als Herrn aller Wesen lehren. Im Yayur-Veda lautet es: „Ueber den Sonnen hinaus scheint keine Sonne mehr, sondern die Gottheit selbst strahlt dort allein und gibt dem Universum sein Licht.“ Diese Ansicht ist aber keine priesterliche Geheimlehre, denn an den Veda's haben die drei ersten Stände gleichen Theil, nämlich die Kschetryas und Sudra's dürfen, wenn auch nicht selbst darin lesen, so doch von dem daraus vorlesenden Braminen durch Anhören mit ihrem Inhalt bekannt werden.

Eben so erhaben sind die Vorstellungen von der Gottheit in vielen heiligen Poesien, die vor dem Volke öffentlich gesungen werden. Im hohen Liede der Inder, im Bhagavat-Gita spricht Krischna (Ges. VII, 6:)

„Ich bin der ganzen Welt Urheber und Zerstörer
Nichts gibt es, das vor mir gewesen wäre — — —
Das Weltall ist an mich gereiht wie an die Perlenschnur die Perlen.“

V. 24:

„Mich Unsichtbaren, halten Thörichte für sichtbar,
Nicht kennend meine hohe, ew'ge überragende Natur.
— — — — — — — — — —
Die blöde Welt erkennt den Niegebornen, Nievergehenden nicht.
Ich kenne alle Wesen, die da waren, die da sind,
Und die noch werden sein, mich kennt Keiner.“

XIII, 12:

„Das Wissenswerthe sag' ich jetzt, deß Kenner Himmelsbrod genießt,
Das Anfanglose, Höchste, Brahma ist's, der weder Sein noch Nichtsein,
Der überall mit Hand und Fuß, mit Aug und Haupt und Mund versehn,
Und überall auch mit Gehör in dieser Welt wohnt, sie umfassend,
Der frei von allen Sinnen, mit der Sinne Kräften strahlt,
Vom Hange frei, das All' erhält, von Trieben frei sich ihrer freut.
Der in den Wesen ist und außerhalb, beweglich, unbeweglich,
Der Feinheit wegen nicht zu schauen, fern und nah,
Untheilbar und doch nie getheilt, bestehend in den Wesen,
Erhalter aller Wesen, ihr Tödter und Erzeuger.“

Der Schasta (Canon sc. der Gläubigen), welchen Brahma selbst in der Göttersprache verfaßt haben soll, als einziges Mittel für die gefallenen Geister ihre Seligkeit wieder herzustellen, der Schasta also beginnt mit den Worten: „Gott ist Ewig und der Eine (Ekhumesha), Schöpfer aller Dinge, er gleicht einer Kugel, weil er ohne Anfang und ohne Ende. Er beherrscht die Schöpfung nach unwandelbaren Gesetzen u. s. w.“ (Holwell's Nachr. v. Hindostan S. 205.) Die Kugelform geben auch die Aegypter dem Osiris (vgl. Taf. I. Fig. 1.) und der Isis (Fig. 2.), dem Erstern auf den Kopf, der Andern in die Hand, von welchem Volke dieses Bild zu den Griechen überging. „Gott (d. h. das All) ist kugelartig“ sagt Xenophanes (Diog. Laert. IX, 19.) Um aber anzudeuten, daß Gott ohne Anfang und ohne Ende sei, zeichnen die Inder den Brahma in eine Mantelkugel gehüllt, seine Fußzehe zum Munde führend, (vgl. Fig. 3.) oder wie N. Müller erklärt: theils das Zurückziehen in sich selbst anzudeuten, theils auch das Unerforschbare seiner Natur zu versinnlichen. Damit ließe sich die ägyptische Zeitschlange vergleichen, die ihren Schwanz im Maule hält. Auf den Ruinen von Persepolis ist die Gottheit abgebildet als die in einer Blume sitzende geflügelte Halbfigur, umgürtet mit dem Ringe der Ewigkeit, den kleinern Ring der Zeit an der Hand tragend.

Diese Bilder sind lediglich Symbole der Eigenschaften Gottes, wie man an der Statue des indischen Feuergottes Schiwa Isuren, dem Urheber des Lebens und des Todes, am deutlichsten bemerken kann. Er erscheint auf der hier gegebenen Abbildung (Fig. 4.) auf einem Fußgestelle sitzend mit sechszehn Armen, deren Hände alle gefüllt sind. Die rechten Arme halten das Feuer (dessen Wirksamkeit belebend und zerstörend), Geld, eine Trom-

mel (deren Töne wie die Klänge der ehernen Kessel zu Dodona, die Unfruchtbarkeit wirkenden Dämonen vertreiben sollen), einen Rosenkranz (dessen Kügelchen an der Zahl den Namen Wischnu's und den Verwandlungen Brahma's — denn diese Beiden sind mit Schiwa Ein Wesen: die göttliche Trimurti — gleich kommen), ein Seil, einen Stab (Symb. der Herrschaft), ein Rad (die Ewigkeit), eine Schlange (Sinnbild der Verjüngungskraft); die linken Arme hingegen ein Herz, ein musikalisches Spielwerk (denn spielend, lehren die Braminen, hat Gott die Welt geschaffen, wobei man sich der Spielsachen des Dionysus erinnert, die in seinen Mysterien den Initiirten gezeigt wurden), eine Schelle (weil der Ton die Welt geschaffen, auf welches den ganzen Orient durchziehende Dogma wir im Verfolge zurückkommen werden), eine Schale (Symb. der Gebärmutter), eine Kette, das Haupt eines Brahmanen, einen Dreispitz (das männliche Zeichen des Schiwa, Symb. seiner belebenden Kraft), und ein Beil (Symb. seiner tödtenden Eigenschaft). Er hat die Haut eines Elephanten über seine Schultern geworfen, weil achte von diesen Thieren die Träger der Zeitwelt sind, und ist (wie Dionysus) mit einem Tigerfell bekleidet (weil dessen Flecken die Sterne des Firmaments versinnlichen). Die vielen ihn umzüngelnden Schlangen beziehen sich auf die Jahresumläufe. Die Schelle an dem Halse hat gleichen Sinn mit der vorerwähnten, die vielen Köpfe Brahma's bedeuten das jährliche Sterben der Natur, denn Brahma, heißt es, stirbt jährlich oder alle 100 Jahre; die Blumen beziehen sich auf die alljährliche Wiederschöpfung der Vegetation, so wie das Halsband von Todtenknochen seines eigenen bereits 21mal gestorbenen Weibes, auf die Selbstauflösung der Zeit. Noch ist zu bemerken, daß der Halbmond auf dem Haupte seinen Charakter als Gott

der Zeit zu erkennen gibt; so wie sein mittleres Auge auf der Stirne, daß er alles sieht, was im Himmel, auf der Erde und in der Hölle vorgeht, wie er ja auch deßhalb Beherrscher der Dreiwelt heißt. Diesen dreiäugigen Jahresgott eigneten sich auch die Hellenen in ihrem Zeus τριοφθαλμος in Argos (Paus. II, 24.) und Apollo τριοψ an, welcher Letztere auf dem Vorgebirge Triopium in der Nähe von Cnidus verehrt ward. (Herod. I, 144.)

In diesen hier zusammengehäuften Symbolen erkennt man die schaffende, erhaltende und zerstörende Kraft des Schöpfers. Erst als die einzelnen Attribute besonders personifizirt, und diese Personificationen nicht mehr als Eigenschaften Gottes, sondern als selbstständige Wesen gedacht wurden, entstand die Vielgötterei, denn der Polytheismus ist nichts andres als eine mißverstandene Symbolik.

Es ist oben die Behauptung gewagt worden, daß Aegypten seine Religion aus Indien erhalten habe. Dies bezeugen folgende Thatsachen: Erstlich lehrt die Geschichte, daß, obgleich Indien zu allen Zeiten durch feindliche Invasionen heimgesucht worden, die fremden Sieger dennoch hier keine Veränderung in Cultus und Sitte hervorgebracht haben. Hier ist Alles dermaßen fixirt und geheiligt, daß der Gedanke an Veränderung fern bleibt. Eine Reformation könnte nur von den Priestern selbst ausgehen, deren Gewalt und Vorrechte das Volk als von Gott selbst verliehen betrachtet. Noch hat kein Missionär einen Brahmanen bekehrt, sondern nur einige der verachtetsten Glieder des Staats, die das Elend gegen die Religion gleichgültig machte. Wir finden auch keinen Fall in der Geschichte verzeichnet, daß indische Weise ihr Vaterland verließen, um sich mit Kenntnissen anderer Völker zu

bereichern, aber viele Beweise, daß ausländische Philosophen nach Indien reisten. Die griechische Philosophie entstand erst, als die Stifter der jonischen und pythagoräischen Schulen in Indien Stoff zum Nachdenken gesammelt. Von dort holte Thales das Philosophem, daß Wasser der Ursprung aller Dinge sei, Pythagoras das Dogma von der Seelenwanderung, das fünfjährige Stillschweigen seiner Jünger, das Verbot gewisser Speisen; und da auch in Aegypten dieselben Dogmen, so wie die mysteriöse Lehrart der Brahmanen und die Eintheilung des Volkes in 4 Kasten heimisch war, endlich auch Cultgebräuche und Architectur eine überraschende Aehnlichkeit verrathen, so kann kein Zweifel obwalten, daß die Weisen am Ganges die Lehrmeister der Aegypter gewesen. Jedoch muß Aethiopien hier als Vermittler der indischen Cultur im Nachbarlande betrachtet werden. Der Hauptplatz des Völkerverkehrs soll, nach Heeren (Jd. II, 1. S. 484), die Priesterstadt Meroe gewesen sein, dies zeigt noch eine Kette von Ruinen, die sich von den Ufern des indischen Oceans bis zum Mittelmeer hinzieht. Auch hat Gau den äthiopischen Baustyl als den ältesten der bis jetzt bekannten ägyptischen Kunst nachgewiesen; und Hoskins (Reise nach Aeth.) erkennt die Palme des höhern Alterthums der äthiopischen Architectur zu. Viele der Bildwerke, berichtet er, enthalten Darstellungen von dem Ritus einer weit reinern Religion, als die corrupte ägyptische Mythologie darbietet, die schon als Ausartung eines frühern (indischen) Cultus erscheint. Die Auswanderung aus Indien muß also in einer Zeit Statt gefunden haben, wo der Polytheismus noch nicht in jenem Lande in der Blüthe stand.

Da schon die Alten die Sternkunde von Indien nach Persien und Chaldäa verpflanzt sein lassen

(m. vgl. oben S. 90), und Monk (Vet. Pers. monum.) zwischen der indischen und persischen Architectur die Verwandtschaft nachgewiesen, die älteste Sprache Persiens noch im Namen sich als von den Sintiern oder Indiern ausgegangen ankündigt, der indische Missionär Paullino a Bartholomäo nicht weniger als acht Beweise ihrer Abstammung vom Sanskrit aufgezählt hat, so ließe sich hinsichtlich der Religionen beider Völker die innige Verwandtschaft nur dann läugnen, wenn das dualistische System des Zoroaster d. h. das Dogma von einer doppelten Weltregierung eine erwiesene Sache wäre. Allein seitdem von neuern Orientalisten dem Anquetil ein folgenreicher Uebersetzungsfehler nachgewiesen worden, gewinnt die Sache eine andere Gestalt. Man hielt bisher dafür, Zervane Akerene (die endlose Zeit) sei ein besonderes Wesen, welches aus sich den Ormuzd (Lichtwesen) und Ahriman (Nachtwesen) hervorgebracht, sich sodann von der Weltregierung zurückgezogen, und diese seinen Söhnen übergeben habe. Ein Parse hat aber dem Missionär Wilson auf den Vorwurf, daß Ormuzd ein endlicher beschränkter Gott sei, aus dem Grundtext des Zend-Avesta bewiesen, daß Zervane zwar der Name der Zeit sei, aber ein Attribut Ormuzds, das ihm gegeben wird, weil Niemand weiß, wann er hervorgebracht ward, und wann er aufhört,[1] und daß Zervane im Vendidad[2] als Ursache der Schöpfung dargestellt wird, denn jedes Ding ist aus der Ewigkeit gekommen. Anquetil übersetzte fälschlich: „Die unendliche Zeit hat den Ormuzd geschaffen", anstatt: „Er (Ormuzd) hat geschaffen in der unendlichen Zeit." Auch gegen den Vorwurf des **Dualismus** vertheidigte der Parse seine

[1] The Parsi religion as contained in the Zend-Avesta; Bombay 1843, p. 121.

[2] Dieses Buch bildet den vornehmsten Theil des Z.-Av.

Religion, denn wenn gleich im Anfang des Vendidad es heißt, daß, wo Ormuzd gute Länder schafft, Ahriman diesen immer Plagen entgegen setze, so sei Tugend und Laster zu verstehen,[1] wie Freigebigkeit in Verschendung übergehend zur Untugend wird; so erkläre sich Ahriman als die Kehrseite von Ormuzd, der mit ihm dasselbe Wesen ist. Also nur so ist es zu verstehen, wenn Ahriman den guten Werken Ormuzds böse entgegen setzt. Ormuzd ist Lebenspender, Ahriman aber hat den Tod in die Welt gebracht, nicht etwa, weil er dessen Schöpfungen aus bösem Willen vernichtet, sondern weil alles Geschaffene auch der Endlichkeit unterworfen ist. Indem man sich aber die Gottheit nach menschlicher Weise dachte, d. h. nicht zugeben konnte, daß sie am Zerstören ihrer eigenen Werke Gefallen finde, so trennte man ihre doppelte Eigenschaft in zwei verschiedene Wesen, deren eines das Wirken des Andern zu hindern sucht. Hätte man jedoch bedacht, daß Ahriman ursprünglich als ein wohlthätiges Wesen geschildert wird, das erst späterhin böse ward, und wenn am Ende der Tage die materielle Welt in Feuer aufgehen wird, geläutert wieder sich mit Ormuzd vereinigen soll, so ersieht man deutlich, daß Ahriman die Personification des Vergänglichen und Hinfälligen, d. h. der Materie ist, also nicht anders handeln kann, so lange die Körperwelt besteht.

Aehnlich schildern die Rabbinen den Sammael (Giftgeist), der Teufel Obersten. Ursprünglich war er ein reiner Seraph mit 6 Flügeln. Der Neid gegen Adam war die Ursache seiner Verweisung aus dem Himmel. Jedoch am Ende der Zeiten wird er sich wieder in einen Lichtengel umwandeln. Aber auch die biblischen Schriftsteller verrathen an mehreren Stellen, daß Jehovah selbst jener Engel

[1] Ebds. S. 151.

des Verderbens ist, den er gegen die Missethäter ausschickt. Er selbst war es, welcher den verhängnißvollen Baum in den Garten Eden setzte, dessen Frucht den Tod in die Welt brachte. Jehovah selbst sagt von sich, daß er die Krankheit sende, aber auch der Arzt sei (2 M. 15, 26.). Jehovah befiehlt, daß am Versöhnungsfest ein Bock ihm geopfert, ein anderer dem Asasel geweiht und in die Wüste geschickt werde. Dort ist aber der Aufenthalt des bösen Princips. Warum sorgt Jehovah auch für den Asasel, wenn dieser ein von ihm verschiedenes Wesen ist? Das gültigste Zeugniß für den dualistischen Charakter Jehovah's ist 2 Sam. 21, 4.: „Und der Zorn des Herrn ergrimmte wider Israel, daß er David reizte, das Volk zu zählen," womit man die Parallelstelle 1 Chr. 21, 1. vergleiche: „Und der Satan stand wider Israel, und gab David ein, das Volk zu zählen." Soll einmal der Vorwurf des Dualismus geltend gemacht werden, so trifft er die Hebräer, nicht aber die Bekenner der Zoroaster'schen Lehre; denn nirgends im Zend-Avesta treten Ormuzd und Ahriman gleichzeitig auf, der Eine wandelt sich allmählig in den Andern um, Ahriman hat die Schlange des Winters geschaffen, d. h. er ist selbst der Feind der Vegetation, denn von ihm heißt es: Im siebenten Jahrtausend sei er in die Welt gekommen. Da nun die Körperwelt 12 Jahrtausende d. h. ein Götterjahr (vgl. Ps. 90, 4.) bestehen soll, so ist (vom „Widder" an gerechnet) der siebente Monat d. i. jener der „Waage" gemeint, wo die winterliche Jahrhälfte eintritt. Dann tritt Ormuzd an ihn die Zeitherrschaft ab. Ist aber der Winter nicht, gleichwie der Sommer, ein Theil des Jahres? also beide nur zwei Hälften eines Ganzen. Hingegen Zachar. 3, 1. liest man, daß Satan und der Engel Gottes sich um einen Menschen streiten,

ähnlich Ep. Jud. 9. der Erzengel Michael und Satan um die Seele Mosis. Hier also handeln zwei sich entgegenwirkende Wesen gleichzeitig.

Die mosaische Schöpfungssage ist, nach der übereinstimmenden Meinung der vorzüglichsten Kritiker nicht vor dem babylonischen Exil componirt. Daselbst hatten die Hebräer Gelegenheit, sich mit dem Religionssystem Zoroasters bekannt zu machen. Daselbst entstand die unter dem Namen „Kabbala" (Tradition) bekannte jüdische Religionsphilosophie, ihre Pneumatologie und Dämonologie. Das von den Propheten verworfene Fasten, das erst unter Nehemia und Daniel als ein verdienstlich Werk erscheint (das es schon in den Augen Zoroasters war, welcher sich — wie später Jesus — zu seinem Lehramt durch ein 40tägiges Fasten vorbereitete), ist das Auszeichnende am Versöhnungsfeste, wo das Opfer für den Asasel geboten ist, und läßt also wieder auf die nacherilische Abfassungszeit jenes Capitels schließen. Die vorgebliche Abstammung der Erzväter aus Chaldäa kann als ein anderer Beweisgrund für die Wahrscheinlichkeit dieser Ansicht gelten. Erst nach der Rückkehr aus dem Exil bildet sich die Polemik gegen den Götzendienst aus; die Weigerung der Juden unter Nehemia, gemischte Ehen einzugehen (Neh. 13, 23.) läßt auf die Zeit schließen, in welcher die Geschichte der Erzväter abgefaßt ist (1 M. 27, 46. 28, 8.). Nur die Absicht, der Entstehungsperiode des jüdischen Volkes ein hohes Alterthum zu geben, veranlaßte den biblischen Referenten, den Götzendienst der Israeliten als einen „Rückfall" zu bezeichnen, obschon der Prophet Amos ihnen zum Vorwurfe macht, daß sie während des Aufenthalts in der Wüste ununterbrochen dem Chiun und Moloch dienten. Also konnte die Anbetung des goldenen Kalbes und die Verehrung des Baal

Peor nicht zu den momentanen Verirrungen gehören.

Der gerühmte Monotheismus, so wie die bildlose Gottesverehrung der vorexilischen Hebräer werden schon dadurch sehr in Zweifel gestellt, daß der salomonische Tempel durch viele auf Verehrung der Gestirne hinzielende Embleme sich vor jenen nach dem Exil unter Nehemia erbauten auszeichnete; daß Mose selbst die Aufrichtung der ehernen Schlange geboten haben soll; daß nicht nur Salomo, sondern auch David dem Bilderdienst ergeben war, denn er verlangte vom Priester ein Ephod, hierauf fragt er das Orakel &c. (1 Sam. 30, 7.); ferner, daß der Prophet Hosea (3, 4.) es als ein Zeichen göttlicher Strafe verkündet: Israel werde eine lange Zeit ohne Priester und Theraphim sein; endlich auch, daß fast durchgängig das babylonische Exil als Strafe der Abgötterei genannt wird. Weder Mose (2 M. 15, 11. 5 M. 3, 24.) noch Jesaia (8, 19.) noch der Psalmist (77, 14. 86, 8. 95, 3. 97, 9.) läugnen die Existenz mehrerer Götter, nur daß Jehovah der mächtigere sei, setzen sie voraus, ungeachtet er die Israeliten einen weiten Umweg bei ihrem Auszug aus Aegypten einschlagen ließ, denn müßte das Volk durch der Philister Land ziehen, würden sie aus Furcht wieder umkehren. (2 M. 13, 17.). In der Ebene vermochte Jehovah nichts gegen die Philister auszurichten (Richt. 1, 19.), er läßt sich sogar in der Bundeslade gegen seinen Willen von ihnen entführen (1 Sam. 5, 9.). Der Pentateuch selbst schildert diesen Nationalgott als einen bloß für sein Volk mächtigern (2 M. 18, 11. 5 M. 3, 24.), parteiisch für seine Lieblinge (1 M. 15, 1.), grausam gegen Fremde (4 M. 25, 17. 31, 15. Jos. 11, 8.), hat menschliche Bedürfnisse (Jes. 10, 32. Jer. 31, 25. Richt. 6, 21.) und Leidenschaften (2 M. 33, 3.), steht nach den Volks-

begriffen nicht einmal höher als die andern Götter, denn Richt. 11, 24. lautet es: „Was dir dein Gott Camos (bei Eroberung des Landes 5 M. 2, 19.) zum Besitz gegeben, das besitzest du, und was Jehovah uns gegeben, das wollen auch wir besitzen. Im Pentateuch selbst werden Gottes Allwissenheit (2 M. 19, 9.) Allgegenwart (33, 3.) und Unkörperlichkeit (5 M. 34, 10.) indirect geläugnet. Wenn die Propheten vom göttlichen Wesen gereinigtere Vorstellungen haben, so ist dies eine Folge der in der Jesaianischen Zeit schon eintretenden Berührung des Volkes mit den Assyrern, deren Cultus auf der Zoroasterschen Glaubenslehre beruhte. Darum findet sich zuerst bei Ezechiel die Vorstellung von Zoroasters leiblicher Auferstehung der Todten; bei Daniel jene vom jüngsten Gerichte, und von den Schutzengeln, deren jeder einem andern Volke, einer besondern Provinz oder Stadt vorsteht (Dan. 10, 13. 12, 1.). In Zoroasters Theologie heißen sie Feruers. Ein solcher ist der genius loci, den die Römer beschworen, als sie Carthago belagerten, daß er diese Stadt verlassen möge. Eine solche Aufforderung nannte man evocatio. (Liv. V, 21. Plin. 28, 2.). Macrobius (III, 9.) hat uns die Evocationsformel aufbehalten. Sie lautet: „Si Deus, si Dea est, cui populus civitasque Carthaginensis est in tutela, teque maxime ille, qui urbis hujus populique tutelam recepisti precor, venerorque veniamqua a vobis peto, ut vos populum Carth. deseratis, urbemque eorum relinquatis etc.“ Dieser Glaube war der Grund, weßhalb sie sich scheuten, den Schutzgeist Roms bei seinem Namen zu nennen, damit nicht ein feindliches Volk durch magische Sprüche ihn aus der Stadt weglocke. Die Siegesgöttin der Athener (Athene, Nice) war im Bilde gefesselt, damit sie die ihrem Schutz empfohlene Stadt nie verlassen möge. Aehnlich verfuhren die

Tyrier mit ihrem Melcart, als Alexander sie belagerte. Nationalgötter sind demnach im Zoroasterschen Sinne, der nur Einen Gott kennt, dem aber ein Heer von Engeln untergeben ist, Schutzengel der Völker. Ein solcher ist Michael den Juden, den das kabbalistische Buch Sohar mit der Gottheit selbst identifizirt, darauf sich berufend, daß von den drei Männern (Erzengel, wofür sie auch Josephus [Alterth. I, 11, 2.] hielt), die den Abraham besuchten, einer sich den „Ewigen" nannte (1 M. 18, 13. 14.). Also Michael der Fürsprecher Israels vor Jehovah ist dieser selber, der Nationalgott der Juden, nämlich Saturn, den die Phönizier „Israel" nannten (Sanchuniathon bei Euseb. Pr. ev.: *Κρονος ὁν οἱ Φοῖνικες Ισραηλ προσαγορευσι*), denn jedes Volk stand unter dem Schutze eines andern Planeten. Die Feier des siebenten Wochentages, Monats und Jahres, die Auszeichnung der Siebenzahl überhaupt im mosaischen Cultus, insbesondere aber die Beschneidung — welche auch bei den Phöniziern die Stelle der in Phrygien von Kronus geheischten Castration der Priester vertreten sollte — finden somit ihre Erklärung. Durch Sabbathfeier und Beschneidung heiligte man sich dem Saturn. Wer diese beiden Gebote übertrat, sollte aus seinem Volke ausgerottet werden. (1 M. 17, 14. 2 M. 35, 2.).

Zweites Capitel.

Das Schöpfungsorgan bildet als passendstes Sinnbild des Schöpfers in allen Naturreligionen den Mittelpunkt des Cultus.

„Phallusdienst, wie er unter vielen Völkern des Alterthums verbreitet war, muß aus einer schuldlosen Verehrung des zeugenden Princips hergeleitet werden, die eine spätere, ihrer Sünde bewußte Zeit ängstlich mied.“

Jac. Grimm, D. Myth. II. S. 1209.

Diejenigen, welche der Unschuld heiliger Ursitte die Schminke einer heutigen Convenienzscham entgegenstellen, und nicht mit den Augen der Urwelt die nächstfolgenden Zeilen lesen wollen, werden wohl thun, dieses Capitel, und manches der folgenden ganz zu überschlagen, indem das Geschäft der Mythendeutung die Entschleierung mancher von frühern Mythologen verhüllt gelassenen Bilder zur unabweislichen Forderung macht. Die Wissenschaft kennt keine Delicatesse, und in der Mythologie sollte dieselbe Rücksichtslosigkeit wie in der Anatomie herrschen; denn es kommt nicht hier in Frage, ob die Gestalten unverhüllt, sondern ob sie in ihrer wahren Gestalt geschaut werden sollen? Nachdem wir uns dergestalt gegen Mißdeutung verwahrt zu haben glauben, beginnen wir mit einem Cultgebot, das noch jetzt über einen großen Theil der Welt seine Macht ausübt.

Die Beschneidung, welche Jehovah zuerst dem Abraham anbefohlen haben soll, obschon Mose selbst bei seinem Sohne dieses Gebot vernachlässigt hatte (2 M. 4, 25.), desgleichen alle Israeliten bis zu Josua's Zeit, welcher zuerst die auf ihnen in den Augen der (beschnittenen) Aegypter (Herod. II, 104. Orig. Comm. in ep. ad. Rom. IV.) lastende „Schmach“ von ihnen hinwegnahm (Jos. 5, 9.), die Beschneidung, welche außer den Aegyptern, auch die

Aethiopier und Colchier (Herod. I. c.), so wie die afrikanischen Troglodyten (Diod. III, 41.), Araber und andere semitischen Völkerschaften an sich vollzogen, ist nicht, wie man allgemein annimmt, aus Gesundheitsrücksichten bei jenen Nationen des Orients im Brauche gewesen — sonst würden in Aegypten nicht bloß die Priester sich derselben unterworfen haben, und diese Ceremonien dem Pythagoras (Clem. Str. I, 302.) und andern Fremden als Bedingung der Aufnahme in die Mysterien gestellt worden sein — sondern, weil man dasjenige Glied des menschlichen Körpers, welches am geeignetsten ist, die schaffende Kraft der Gottheit zu verbildlichen, derselben durch die Opferung der Vorhaut weihen wollte. Wer dieses „Bundeszeichen" nicht am Leibe trug, glaubte nicht auf den Schutz der Gottheit Anspruch machen zu können. Wer dies Gebot nicht achtete, galt als unrein, daher sogar unbeschnittene Lippen (2 M. 6, 12.) und ein unbeschnittenes Herz als Bild der Unvollkommenheit gebraucht. Wie aus 2 M. 4, 25. ersichtlich, war das Leben des Kindes bedroht, an welchem die Beschneidung nicht vollzogen worden. Daß dieser Ritus dem Cultus des Saturn gehörte, geht aus dem Gebote hervor, jeden neugebornen Knaben am achten Tage zu beschneiden (1 M. 17, 12.), denn Einen Saturnustag mußte er bereits verlebt haben, um der Weihe an den Gott würdig zu sein. Wie man ehedem das Kostbarste, das Leben des Kindes selber, dem Moloch oder Saturn (Diod. 13, 86. 20, 14.) geopfert, die Priester in Phrygien, im Cultus des Attes — der als Cybelens Geliebter, Saturnus, der Rhea Gemahl ist — sich verschnitten hatten, und in Indien zu Ehren des Schiwa ebenfalls (Bohlen Ind. I. S. 292.), so ward hier die Weihe an die Gottheit in der mildern, nicht mehr Leben zerstörenden, Form der Beschneidung vor

genommen. Der Umstand, daß am achten Tage nach der Geburt das Erstgeborne unter dem Vieh geopfert werden sollte (2 M. 22, 29.), wie der neugeborne Mensch beschnitten; ferner, daß David einmal seine Gefangenen dem Jehovah opferte (2 Sam. 8, 11.), ein andermal aber nur ihre Vorhäute (1 Sam. 18, 27.); endlich die Verbindung, in der Sanchuniathons Bericht (bei Eusebius), die dem höchsten Gott dargebrachte Opferung des Jeud durch seinen eigenen Vater zur Abwehr einer Pest mit der von diesem hierauf an sich selbst und seinem Heere vollzogenen Beschneidung setzt, bezeugen deutlich, daß beide Handlungen gleichbedeutend waren.

Betrachtet man die Sache aus diesem Gesichtspunkte, daß das Sinnbild des Lebens zugleich auch jenes des Todes sei, weil jeder Anfang auch ein Ende hat, die Zerstörung auf die Schöpfung folgt, Kronus seine eigenen Kinder verschlinge, so lassen sich die in dem unzüchtigen Cultus des Baal Peor (Bel Phegor) vorkommenden Todtenopfer (vgl. 4 M. 25, 3. mit Ps. 106, 28.) und die in schlesischen Todtenurnen und indischen Grabstätten (als tröstende Zeichen der Wiedergeburt) aufgefundenen Phallen (R. Müller Kunst d. Hindu S. 555.) leicht erklären. Sogar die Form der Urnen (Dhagops), in welchen die Buddhisten die Reliquien heiliger Männer aufbewahren, ist jene des aufgerichteten Phallus. Nicht unabsichtlich erscheint dann die Angabe (5 M. 34, 6.), das Grab Mosis habe sich dem Tempel des Peor gegenüber befunden. Schon der Name dieses moabitischen Saturnus spielt auf die unzüchtigen Handlungen an, die sein Cultus heischte. Der heilige Hieronymus in seinem Commentar zum Hosea (c. 9.) berichtet, dieser Götze sei, ein Geschlechtsglied von ungewöhnlicher Größe im Munde haltend, abgebildet worden. (Idolum

lentiginis habebat in ore i. e. in summitate pellem ut turpitudinem membri virilis ostendebat). Diese Beschreibung des moabitischen Idols erinnert an den (vom Missionär Paullin a Bartholomäo in seinem Brahmanischen Religionssystem abgezeichneten) Stierkopf des indischen Feuergottes Schiwa, welcher ebenfalls das Zeugungsorgan im Maule trägt (s. Fig. 5.), obgleich ein Halsband von Todtenknochen (vgl. oben S. 130.) ihn auch als Urheber des Todes zu erkennen gibt. Die meisten Selbstpeinigungen und freiwilligen Martern frommer Büßer geschehen in seinem Cultus; aber ebendaselbst die wollüstigsten Tänze ihm zu Ehren aufgeführt, und an den Mauern seiner Tempel erblickt man Gruppen beiderlei Geschlechts in den unzüchtigsten Stellungen abgebildet. Schiwa ist auch Todtenrichter, und bei seiner Vermählungsfeier, berichtet Polier, soll er, auf seinem Stiere reitend, in der einen Hand den eben abgehauenen Kopf Brahma's, in der andern einen Schädel als Trinkschale haltend, erschienen sein. Dennoch trug er auf der Brust den Lingam (das Zeugungsorgan), damit man nicht übersehe, wie Leben und Tod zugleich von ihm ausgehe. Der Grieche drückte dieselbe Idee dadurch aus, daß er in den Mysterien zu Samothrace, den Gott Hermes, den Vermittler zwischen Leben und Tod, beim Anblick der Todtengöttin Persephone phallisch darstellte (Cic. N. D. III, 22, 56. Arnob. IV, 14. cf. Herod. II. 51.); und in der Fabel, daß Dionysus vor die Thore des Hades, als er in die Unterwelt hinabstieg, einen Phallus aus Feigenbaum hingepflanzt habe, die wieder eine etymologische Mythe veranlaßte, welcher zufolge Phalanthus (d. i. die Blume der Kraft) ein Sohn des Agelaus (d. h. des Nichtlachenden), also Pluto's sei, denn aus dem Tode erzeugt sich neues Leben. Es muß zur größern Verständlichkeit dieser Genea-

logie noch erinnert werden, daß Dionysus, an dessen Feste in Athen das Vortragen von Phallen (die Phallophorien) einen Hauptttheil der Feierlichkeit bildete, als Lenzbringer: Anthes, und sein Sohn: Evanthes (der Blühende) hieß (Schol. Apollon. Rh. 3, 996.), dessen Sohn hingegen Maron (Odyss. 9, 197.), welcher der Wagenführer des Dionysus (Nonn. Dion.), Sohn des trunkenen Silen (Dion. 14, 99.), kurz Bacchus selber war, welcher Maroneus hieß (s. ob. S. 77.). Auch war Melampus (Schwarzfuß), der mit dem Cultus des Dionysus die Phallusverehrung zugleich eingeführt hatte (Herod. II, 49.) als Sohn des Amythaon, d. i. des Todtengottes — Pluto hieß bei den Phöniziern Muth — der unterirdische Dionysus, welcher als Herr des Todtenreiches schwarz gemalt ward (Clem. Alex. Protr.). Ungeachtet Dionysus das Prädicat Φαλλην (Phallus) führte, so ward er doch, gleichwie Pluto, „Zagreus" genannt, eben weil er Repräsentant der beiden entgegengesetzten Pole des Lebens. Endlich äußert er auch dieselbe Wirksamkeit wie Indiens Schiwa — den wir schon früher als Erfinder des Palmenweins kennen lernten — da er die Athenienser, weil sie seinen Cultus einzuführen sich weigerten, mit einer Krankheit an den Schamtheilen strafte, die nicht eher endete, bis man in den Häusern und auf öffentlichen Plätzen ihm zu Ehren Phallen aufpflanzte. (Schol. Aristoph. Acharn. 242.). Jener Tyrann von Sicilien, Phalaris, welcher in einem ehernen Stier Knaben verbrennen ließ, war ein Molochs- oder Saturnsbild; denn in Sicilien herrschte, wie man aus Diodor weiß, Saturnusdienst mit Knabenopfern verbunden; und ein glühend gemachtes ehernes Stierbild erhielt in Syrien, nach der Beschreibung der Rabbinen, die berüchtigten Molochsopfer. Phalaris gilt zwar noch immer für einen wirklichen Fürsten; aber, wenn man bedenkt,

daß seine Residenz Agrigent den Zeus zur Schutzgottheit erwählt hatte (Polyb. 11, 27.), dem auf dem Berge Atabyrius, wenn ein allgemeines Unglück bevorstand, eherne Rinder brüllten (Schol. Pindar. Olymp. 7, 160.), d. h. ein Menschenopfer zur Sühne verlangten, so kann Niemand mehr in Zweifel ziehen, daß die Stadtgottheit in der Folgezeit als irdischer König aufgefaßt worden sei. Zeus Phalaris war also dem Namen zufolge Lebenspender, seiner Forderung zufolge aber sich am Tode der Geschöpfe erfreuend.

Ungeachtet des unzüchtigen Cultus des Schiwa heißen seine Priester „Sinnebeherrscher" (Goswami s. Tod Reis. S. 517.), denn sie müssen bei Todesstrafe den fleischlichen Trieb verläugnen. Anquetil sah den Obersten der Büßer (Jogi's) bei Surate, die Dienste der (muthmaßlich unfruchtbaren) Frauen, die durch Berührung seines Priaps sich in gesegneten Zustand zu versetzen hofften, ganz gleichgültig empfangen. Hamilton war an demselben Orte Zeuge einer ähnlichen Scene, wie die jungen Weiber andächtig vor dem Zeichen seiner Männlichkeit — das an der Vorhaut durchbohrt und mit einem goldenen Ringe gleichsam gezähmt war — anbetend niederfielen, es andächtig in die Hände nahmen, küßten, und dabei den Segen des Mönchs empfingen. (Meiners Krit. Gesch. d. Relig. I. S. 265.).

Wie wenig das Alterthum den Begriff der Unzucht mit dieser Sitte verband, erkennt man daraus, daß in den Eleusinien nur Jungfrauen die Bilder der Zeugung tragen durften (Thucydid. VI, 56.). Nicht geringer war des Phallus Verehrung in Lavinium, wo die keuscheste Matrone dieses Bild, das in Prozession umhergetragen wurde, bekränzen mußte (Augustin C. D. VII, 21: Cui membro inhonesto matrem-familias honestissimam palam coronam necesse erat imponere). Der Tempel der Venus

in Rom durfte nur von der keuschesten Matrone geweiht werden (Plin. 7, 35, 35.). Das Fascinum (der Phallus) ward in Rom Gegenstand der Verehrung für die keuschen Vestalinnen (Plin. 28, 4, 7.). Das nach ihrer Einkleidung abgeschorne Haar wurde sogar an den Lotusbaum, jenem üppigsten Erzeugniß der Pflanzenwelt aufgehängt (Plin. 16, 44, 85.). Die Lotosblume bildet, wie, in der Folge gezeigt werden soll, den weiblichen Gegensatz zum Lingam, mit dem sie auf indischen Bildwerken, als Symbol der sich öffnenden und schließenden Bärmutter häufig in Verbindung vorkommt. Zuweilen aber erscheint an ihrer Statt das indische Opfergefäß, die argha als Symbol des weiblichen Beckens, aus deren Mitte der Lingam als Mastbaum hervorragt (s. Taf. I. Fig. 6.). Bilder, welche diese Vereinigung der Symbole männlicher und weiblicher Kraft darstellen, gelten als besonders heilig, weil sie den Schöpfer im Momente des Schaffens bezeichnen; denn bei Völkern, die ihre Gottheit in der Natur fanden, war die Vereinigung der Geschlechter ein vollkommen reines Bild und ausdrucksvolles Symbol der doppelten Kraft, welche sich im Himmel (Lingam, Lichtstrahl) und in der Erde (Joni, Erden- und Mutterschoos) offenbart, durch deren Vereinigung Thiere und Pflanzen hervorkommen. Wie sollten auch jene Organe dem Menschen nicht ehrwürdig erscheinen, von denen seine Entstehung abhängt, und die das verständlichste Bild der Schöpferkraft selbst sind?

Jeder Brahman ist verpflichtet, bevor er seine Morgenandacht verrichtet, das heilige Glied seines Körpers mit Gangeswasser zu waschen, die Priester des Schiwa malen des Lingams Bild auf ihrer Stirne, den Stieren, welche diesem Gotte geweiht sind, wird es an der Hüfte eingebrannt, Männer und Weiber tragen steinerne oder wächserne Lingams

in den Haaren oder um den Hals, Mädchen und Knaben, die sich der Mannbarkeit nähern, hängt man ihn als Talisman gegen schadenstiftende Dämonen um, der Bräutigam überreicht ihn der Braut. Vom Tragen (tal) heißt er Tali, davon bei uns: „Talisman." Das fascinum der Römer, das bekanntlich dasselbe war, wurde zu gleichem Zwecke Kindern als „bulla" umgehängt, der Fascinus angerufen, die Wöchnerin sammt dem Kinde zu schützen (Plin. 28, 4, 7.); mit diesem Unterpfande der Staatswohlfahrt ward der Wagen des römischen Triumphators geziert (Plin. l. c.), der Fascinus endlich auch auf den Herd (als Beschützer der Familie) und in Gärten (gegen Bezauberung der Früchte) aufgestellt (Ov. Fast. 1, 415. Virg. Ge. 4, 110. Plin. 19, 4. 15.). Neben dem Throne, von welchem der Groß-Lama den Segen ertheilt, ist der Lingam abgebildet. Der Missionär Norbert berichtet eine Tradition, wornach ein frommer Büßer die Verehrung und das Tragen des Lingams zur Bedingung der Sündenvergebung und der Seligkeit gemacht haben soll, welche Schiwa einem Jeden ertheilen werde, der ihn unter diesem Bilde verehre.[1] Man vgl. hier Fig. 7., welche das Innere eines Schiwatempels darstellt, in dessen Mitte ein von Andächtigen umkreister kolossaler steinerner Lingam emporsteigt.

Auch auf den Landstraßen findet man diese Bilder, wohl zum magischen Schutze der Reisenden aufgestellt, wie der Missionär Constantin ab Asculo erzählt; namentlich begegnet man ihnen im Königreich Nepal am häufigsten. Diese Sitte erinnert an die mit starrendem Phallus abgebildeten hölzernen Hermesbilder auf Kreuzwegen und in den Städten der Hellenen. Täglich wird von den Brahmanen und andächtigen Frauen ein solches

[1] **Paullin. a Bartholom. Syst. Brahm. p. 32.**

Bild mit geschmolzener Butter gesalbt, und eine Hand voll Reis nebst Blumen demselben geopfert. Dieser Brauch fand auch bei den Abendländern Statt, wie aus einem alten Marmor (bei Boissard Antiq. Part. I.) zu schließen, welcher eine solche dem Priap gebrachte feierliche Opferhandlung mit Spenden von Oel und Kränzen darstellt (marmor antiquissimum, ubi sacrificium solenne Priapi coronati et oleo delibati conspicitur. Man ließ es dabei noch nicht bewenden, sogar „ad sinistrum ejus latus Ithyphallus sacerdos illius statuam manibus comprehendit et osculari videtur!")

Der Phallus ist Symbol der Kraft und Macht, daher das Aufhören der Vegetationsthätigkeit in allen Mythen als ein Verlust des Phallus geschildert wird. Mars (die ausdörrende Sommerglut) tödtet den Adonis (den blühenden Lenz), indem er als Eber dem von Venus geliebten Jäger das Zeugeglied verwundet. Auf Mithrasmonumenten erblickt man den „Scorpion" (November, Winter), wie er dem „Stier" (Mai, Sommer) die Testikel abbeißt. Saturn entmannte den Uranus und wurde wieder von Jupiter entmannt, ein Bild der wechselnden Jahreszeiten. Soll aber der Sieg des schaffenden Princips über das zerstörende Princip dargestellt werden, so dient dasselbe Bild im umgekehrten Verhältnisse. So berichtet Plutarch im Tractat von der Isis, daß in Koptos die Bildsäule des Horus (der siegenden Frühlingssonne) mit den Schamtheilen des bösen Typhon in der Hand abgebildet zu sehen war.

Jedes Volk suchte auf seine Weise die Entstehung des Phallusdienstes zu erklären. Der Missionär Roger (Offene Thür des Heidth. S. 247.) erzählt einem Brahmanen Namens Padmanabha nach: Ein heiliger Büßer wollte einst den Gott Schiwa besuchen, als dieser eben seine Gattin Parwati um-

armte. Die Thürhüter wollten ihn nicht einlassen. Da er lange warten mußte, wurde er ungeduldig und wünschte, daß der Gott werden möge, was ihn so lange beschäftige. Der Gott stellte den Heiligen über seinen Wunsch zur Rede, der ihn aber nicht mehr zurücknehmen konnte. Schiwa willigte endlich ein, daß, wer ihn unter dem Bilde des Lingams verehre, mehr Vortheile dadurch gewinnen solle, als wer ihn unter einer andern Gestalt anbete.

Sonnerat (Reis. n. Ind. I. S. 149.) las über den Ursprung des Lingamdienstes im Scanda-Purana (einer der heiligen Schriften der Indier) Folgendes: Schiwa beschloß die Frauen einiger Frommen zu verführen. Er befahl daher dem Wischnu — welcher als Repräsentant des feuchten Elements die weibliche Eigenschaft in der göttlichen Trimurti vorstellt — in Gestalt einer Schönen die Heiligen selbst zu versuchen. Der Plan gelang. Die Büßer vergaßen Opfer und Buße und warben um die Gunst der Verführerin. Schiwa nahm die Gestalt eines schönen Bettlers an, und bat vor den Thüren der Hütten, in welchen die Frauen waren, um Almosen. Sein Anblick und seine Stimme übten auf die Frauen einen solchen Zauber aus, daß sie Schmuck und Kleider fallen ließen, ihm in den Wald folgten und seine Wünsche erfüllten. Die Büßer merkten bald, daß ihre Opfer unkräftig geworden, und erkannten durch Contemplation die Ursache, wie sie betrogen worden, weshalb sie auf Rache dachten. Da Wischnu nur auf Schiwas Befehl gehandelt, wählten sie den Letztern allein zum Ziel der Bestrafung. Die Kraft ihrer Gebete ließ eine Flamme hervorkommen, die dem Schiwa das Männliche vom Leibe riß. Wüthend wollte der Gott durch das Feuer dieses Gliedes die ganze Welt verbrennen. Es würde auch geschehen sein, hätten nicht Brahma und Wischnu beschlossen,

die Schöpfung vor dem Untergange zu bewahren. Ersterer nahm die Gestalt eines Fußgestelles an, der Andere die Gestalt eines weiblichen Gliedes, so nahmen sie das Glied Schiwa's auf, und dieser willigte endlich ein, die Welt zu verschonen, jedoch unter der Bedingung, daß der Lingam in den Tempeln zur Verehrung aufgestellt werde.

Von den Aegyptern erzählt Diodor (1, 21.), daß, als Typhon den Osiris getödtet und in 26 Theile zerstückt hatte, Isis zwar alle Glieder des Leichnams wieder auffand, nur nicht die Geschlechtstheile, die Typhon in den Fluß geworfen, weil keiner seiner Mordgenossen sie annehmen wollte. Isis aber habe sie göttlicher Ehre gewürdigt, indem sie in den Tempeln ein Bild davon zur Verehrung aufstellen ließ. Es wurde auch dieses Glied bei den Weihen und Opfern für den Osiris als das wichtigste betrachtet, und ihm die tiefste Ehrfurcht gewidmet. Darum werde es gleichfalls von den Hellenen, welche aus Aegypten die orgischen Bacchusfeste erhalten haben, bei den geheimen Weihen und bei dem diesem Gotte geheiligten Opferdienste unter dem Namen Phallus verehrt.

Von den Griechen berichtet Arnobius (V, 27.) folgende Mythe: Als Bacchus noch unter den Sterblichen lebte, wandelte ihn die Begierde an, auch die Unterwelt zu besuchen. Ein gewisser Prosymnus (Somnus der Schlaf) bot sich dem Neugierigen zum Wegweiser an — weil der Schlaf ein Zwillingsbruder des Todes — wenn dieser ihm nach befriedigter Neugier den Genuß seiner jugendlichen Reize gestatten würde. Bacchus nahm die Bedingung an, kam unter der Leitung seines Führers an die Pforten der Hölle, drang in Pluto's Reich ein, und sah alles, was er sehen wollte. Nachdem er auf die Oberwelt zurückkehrte, vernahm er, daß sein

Führer gestorben sei, und daß er diesem nicht leisten könne, was er ihm eidlich versprochen. Um sich von seinem Eide zu befreien, machte er einen Phallus aus Feigenholz, steckte diesen in das Grab des Prosymnus, und that sich selbst, was er von seinem Führer, wenn er noch am Leben gewesen wäre, gelitten hätte.

Der Phallus war die Gottheit selbst, darum trug man ihn bei allen Völkern an den Frühlingsfesten in Prozession herum, so die Indier noch jetzt im Monat Phalguna (Blütenmond) am Hulfeste, welches mit dem Widderopfer zu Ehren des Agni, eines Sohnes Schiwa's gefeiert wird. Von den Aegyptern berichtet Herodot (II, 48.) das Gleiche. Dort trugen die Frauen ellenlange Statuen durch die Dörfer, an denen das Geburtsglied beinahe so groß als der ganze Leib war. Die griechische Comödie war, nach des Aristoteles (Poet. IV, 14.) Zeugniß von Phallusliedern ausgegangen, die man am Frühlingsfeste zur Feier des aus der Unterwelt wieder heraufkommenden Dionysus gesungen. Jungfrauen aus den edelsten Häusern Athens trugen dem erhobenen Phallus goldene Körbe voran, auf denen die Erstlingsfrüchte des Feldes lagen. (Schol. Arist. Acharn. 241.) In Sicyon theilten die Phallussänger sich in zwei Klassen, die der Phallophoren und die der Ithyphallen. (Athen. XIV.) Der Inhalt jener Lieder, womit sie den Bacchus begrüßten, war der eigentliche Grund, warum das andere Geschlecht in Athen von der Theilnahme am Theater ausgeschlossen war (was aus einer satirischen Anspielung des Aristophanes in den „Vögeln“ V. 794—98. sich schließen läßt) und männliche Schauspieler auch Weiberrollen übernehmen mußten. Indeß scheinen jene Lieder der Ausgelassenheit doch mit „ernsthaft-frommen Wesen“ vermischt gewesen zu sein. (Ottfr. Müller, Gesch. d.

gr. Lit. II, S. 198.) In der lateinischen Stadt Larinium wurde während des ganzen Monats, welcher dem Bacchus Liber geheiligt war, das Fascinum unter Schwänken und Zoten auf allen Dörfern zur Abwehr des Zaubers von den Feldern auf einem Wagen umher geführt, endlich über die Stadt und über das Forum an seine Stätte gebracht. Diese war muthmaßlich der Herd des Staates, denn am Herde des Hauses hatte der Fascinus seinen Platz (vgl. oben S. 147.) Ihn mußte daher die Braut bei der Hochzeit berühren. (Augustin. VI, 9, 3: Priapus nimius masculus, super cujus immanissimum fascinum sedere nova nupta jubetur more honestissimo ac religiosissimo matronarum). Ja sogar setzen mußte sie sich auf das Glied, das ihn auszeichnete. (Augustin. I. 6. VII. 24, 2: In celebratione nuptiarum super Priapi scapum nova nupta sedere jubebatur.) Dasselbe bezeugt Lactanz (I, 20, 39: Mutinus, in cujus sinu pudendo nubentes praesident, ut illarum pudicitiam prior deus delibasse videatur.) Auch Arnobius (IV, 7.) spottet dieses Brauches (Tutunus, cujus horrenti fascino vestras inequitare matronas etc.), freilich aus seinem christlich-spiritualistischem Standpunkte, welcher den Geist der Naturreligionen nicht erfassen will. Durch jene Ceremonie gab die römische Braut ihre Jungfräulichkeit dem Hausgeist, dem die Familie schützenden Lar hin, um für dessen Dienst dem Gemahl tüchtige Kinder zu bringen. Oder sollte damit angedeutet sein, daß die Gottheit von allen Dingen die Erstlinge haben müsse? Der Reisende Hamilton erzählt, daß noch in neuerer Zeit der mächtigste Raja an der Malabarischen Küste nicht eher das Beilager vollziehen durfte, bis die Braut ihre Jungfrauschaft der Gottheit gewidmet, nämlich drei Nächte hindurch bei dessen Stellvertreter, dem Oberpriester des Tempels zugebracht hatte.

Das Gesetz, welches die Jungfrauen Babylons zwang, den Fremden im Tempel der Mylitta, wie jene von Cypern und Carthago im Tempel der Venus, ihre Jungfrauschaft zu opfern, bevor sie in den Stand der Ehe treten durften, findet hier seine Erklärung.

Ein stellvertretendes Opfer war es, wenn am Feste der keuschen Vesta Kuchen in der Stadt herumgetragen wurden, denen man das Phallus Bild aufgedrückt hatte, wie Ovid in seinen Fastis berichtet, und die Syrakusaner am Feste der Ceres Sesamkuchen umhertrugen, deren Gestalt dem Myllus (das weibliche Organ) ähnlich war. (St. Croix Myst. p. 217. 400.) Im Orient waren es vorzüglich die Frauen, welche den Phalluscult ausübten. Ezechiel (16, 17.) wirft den abgöttischen Hebräerinnen vor, daß sie sich aus ihrem Gold und Silber „Mannsbilder" machten, und sie mit ihren Kleidern bedeckten. Von dieser Sitte hatte der phrygische Attes d. i. der Verhüllte (s. m. Etym. Realwtb. u. d. Art.) seinen Namen, denn in den Mysterien soll Cybele den abgeschnittenen Phallus ihres Geliebten mit ihrem Kleide bedeckt und in die Erde gelegt haben. Das Idol der Maacha (2 Kön. 15, 13.) war der Vulgata zufolge ein Priapsbild.

Da in den Samothracischen Weihen die erhabensten Wahrheiten den Eingeweihten mitgetheilt wurden, so muß man, aus Herodots Notiz, daß von Samothrace aus die Hermesbilder mit aufgerichteten Zeugegliedern nach Attica und zu andern hellenischen Stämmen übergegangen seien, folgern, daß die Priester in jenen Symbolen die Wiedergeburt nach dem Tode oder die unerschöpfliche Productionskraft des Weltgeistes hatten veranschaulichen wollen.

Wenn der Phallus den Schöpfer repräsentiren

soll, so geht die von Eisenmenger (Entd. Judith. I, S. 447) gehoffte komische Wirkung seines rabbinischen Citats, daß Bileam membro virili geweissagt habe, ganz verloren. Abraham ließ den Elieser bei diesem Gliede schwören (1 M. 24, 3.) und Jacob seinen Sohn Joseph (1 M. 47, 29.). Mit dem Zeugegliede wurde die Wahrheit bezeugt, die Gottheit in ihrem Symbol zum Zeugen angerufen, eine Sitte, die noch jetzt bei den arabischen Stämmen angetroffen wird. Der Verf. der „Denkwürdigkeiten aus dem ägyptischen Feldzuge unter Bonaparte" erzählt einen hieher gehörigen Fall, der seiner für europäische Leser überraschenden Naivetät wegen hier mitzutheilen gestattet sei. „Als in einem Dorfe an der Westseite des Nilarms von Rosette von den französischen Vorposten ein Einwohner dieser Gegend auf den Verdacht hin arretirt wurde, daß er ein Spion sei, und er beweisen wollte, daß er nicht zu den Mameluken gehöre, unterstützte er seine gesticulative Vertheidigung dadurch, daß er sein blaues Hemd aufhub, die flache Hand auf sein Glied legte, einen Augenblick in dieser Stellung verharrte, und somit sagen zu wollen schien: Da ich einen so großen Eid geschworen, werdet ihr meine Unschuld doch nicht länger bezweifeln wollen."

Die moderne Prüderie ist am wenigsten berechtigt, diese sinnliche Sprache der Naturvölker zu verdammen, da das Christenthum, das eine spiritualistische Gottesverehrung zur Schau trägt, sich dieser Symbole dennoch nie ganz zu entäußern vermochte. Die weibliche Bevölkerung in den Landbezirken Neapels trägt jetzt noch kleine Priapsfiguren als Mittel gegen Unfruchtbarkeit auf dem Herzen. (Zeitschr. „Ausland" 1829, Nr. 227. S. 905.) In Böttigers „Amalthea" (III. S. 411 ff.) liest man einen Reisebericht des Engländers Knight,

der sich im vorletzten Decennium des vorigen Jahrhunderts in Neapel aufhielt, aus welchem man erfährt, daß alljährlich am 27. September zu Iserna in der Grafschaft Moliso am Feste des heil. Damian geweihte wächserne Priapsfiguren feil geboten werden, welche die Käuferinnen mit besondern Gebräuchen opfern, und dafür Ablässe allerlei Art (perdonanze) erhalten. (Dieses Fest wurde i. J. 1781 abgeschafft.) In Frankreich verehrten ehedem unfruchtbare Frauen einen St. Guerlichon. Die weiblichen Pilgrime, welche von diesem Heiligen die Erhörung ihrer Bitte erwarteten, mußten sich zu wiederholten Malen auf dessen Bild hinlegen, und zu gleicher Zeit etwas von dem Pulver zu sich nehmen, das man vom Priap des Heiligen abgeschabt hatte, und mit Wasser gemischt ihnen zu trinken gab. Von gleichem Ansehen mit dem heiligen Guerlichon war in der Normandie ein St. Giles, und in Anjou St. René (d. i. der Wiedergeborne, also nomen et omen, wie beim h. Damian, denn δεμω bedeutet im Griechischen: eine Familie erbauen). An mehrern Orten des südlichen Frankreichs ist aus St. Photin ein St. Foutain (lat. futuo Unzucht treiben) geworden, der nur durch die Spötterei der Hugenotten ausgetrieben wurde. Ebenso ist längst dargethan worden, daß das zuerst in Antwerpen gefeierte Portiunculafest keine andere Tendenz als die hier bezeichnete hatte. Ja sogar die aus Lydien nach Hetrurien eingewanderten unzüchtigen Pantomimen, welche nach Isidor (Etym. 18, 16.) „unter dem Namen der Religion" (religionis nomine) eingeführt wurden, und die improvisirten Satyrspiele der Griechen finden in der christlichen Kirche ihren Pedanten, nur daß man sich hier vergeblich nach einer Gottheit umsieht, dessen Eigenschaft durch diese „geistlichen Comödien" versinnlicht werden sollen. Ungeachtet des von Al=

phons X. erlassenen Verbots, daß die Priester keine Spottspiele (juegos de escarnio) aufführen sollten, und wenn es Andere thun, sie selbst nicht dabei erscheinen sollten, weil viele Unanständigkeiten mit unterlaufen; trotz diesem Verbote konnte die weltliche Macht doch nicht die Vorstellungen unterdrücken, bis endlich das Concil zu Toledo i. J. 1565 die Vorstellung des Festes der unschuldigen Kinder verbot, „weil man in den Kirchen vorstelle, was kaum in den lüderlichen Häusern zugelassen würde.“ Aber zufolge Marianez (de spectaculis) soll auch das geistliche Verbot nichts gefruchtet haben, ja noch zu seiner Zeit (im 17. Jahrh.) „in den Kirchen Dinge vorgestellt worden sein, die man zu erzählen erröthet.“

Drittes Capitel.

Von der Entstehung der Götter und Menschen aus Stein und Holz, und ihrer Verwandlung in diese Materien; nebst einem Excurs über Zweck und Bedeutung der Memnonssäule, Obelisken und Pyramiden.

„— Sage mir doch das Geschlecht an, dem du entstammest;
Nicht ja der Eich' in der Fabel entstammest du, oder dem Felsen.“
Odyss. 19, 162. 163.

Die Menschen sollen, als die große Flut die frühere Generation von der Erde vertilgt hatte, auf den Rath des Orakels, dadurch entstanden sein, daß der fromme Deucalion und seine Gattin Pyrrha Steine hinter sich warfen, welche nun belebt wurden. Diejenigen, welche er geschleudert hatte, wurden zu Knaben, die von Pyrrhas Händen berührten, Mädchen. Daß er der Taucher (δευκαλος),

sie die Feurige ($\pi v \varrho \varrho \alpha$) hieß, mochte für die Genesis der Menschen auch bedeutsam sein, denn Feuchte und Wärme müssen sich vereinigen, um die Entstehung eines Wesens zu ermöglichen. Ob die Fabel von Deucalions Verwandlung der Steine in Menschen, wegen Matth. 3, 9. auch den Juden bekannt gewesen? läßt sich bloß vermuthen, aber nicht mit Bestimmtheit läugnen, da sowohl die Sprache der Hebräer die Rippe, aus welcher die Menschen hervorgekommen: Zela nennt, den Felsen aber Sela; und die Rabbinen eine doppelte Tradition kennen, welche auf diesen Umstand anspielt, nämlich es gebe im menschlichen Körper ein Beinchen, genannt Lus, das sei unzerstörbar, aus diesem werde am jüngsten Tage der ganze Mensch wieder auferstehen; Lus aber heißt auch der von Jacob Beth El (Gottes Haus) genannte Ort, wo er Nachts den Stein zum Hauptkissen gewählt, und dann gesalbt, welcher schon wie Adam, am sechsten Schöpfungstage geschaffen worden, und Eben Satia d. i. Stein des Fundaments (sc. des Weltalls) heiße. Daß im Arabischen Eben sowohl Sohn als Stein bedeutet, darf hier auch nicht übersehen werden. Beth El ist der Bätyl der Griechen, welcher von diesen auch „beseelter Stein" ($\lambda \iota \vartheta o \varsigma$ $\varepsilon \mu \psi v \chi o \varsigma$) übersetzt wird. Daher die Anbetung der Steine, weil man sich die Gottheit ihnen einwohnend dachte. Jener von Saturn an des neugebornen Sohnes Statt verschlungene Stein hieß Ab Adir d. i. der mächtige Urheber (sc. aller Wesen), also Jupiter selber, denn die Römer schwuren bei Jupiter Lapis (Stein). Der Zeus zu Megalopolis war ein Kopf auf einem unförmlichen Steine (Paus. VIII, 32.); auch der Stein, der den Orakelfetisch in der libyschen Oase vorstellte (Diod. 17, 50.), war vielleicht ein solcher Jupiter

Lapis. Die ältesten Mercurstatuen waren viereckigte Steine (anspielend auf die 4 Enden der Welt), denen ein Kopf aufgesetzt war, davon hieß Hermes: der Steinerne (λιθινος). Hermes war nur die weichere Aussprache für das ältere griechische Termon, wovon der Lateiner jeden Grenzstein Terminus benannte. Er also war selbst der von ihm in einen Stein verwandelte Hirt Battus, denn die Heerde, die Dieser weidete, sind die mit Steinen so oft verglichenen Sterne. Diese waren es, welche Amphions Leier (die Sphärenharmonie) zusammenfügte, um die (cosmische) Stadt Theben zu erbauen, deren 7 Thore die 7 Augen am Steine des Zacharias (3, 9.) sind, nämlich, wie die 7 Saiten von Amphions Leier, die 7 Planeten. Diese Steine waren es, die auch des Orpheus Leier in Bewegung setzte. Der in einen Stein verwandelte Hund des Cephalus, gleichwie auch der Fuchs des Amphitryon — denn beide sind Ein Geschlecht — war der Hundsstern, der als vornehmster die andern Sterne hütet. Die Vorstellung, daß die Seelen in Sterne versetzt werden, erzeugte den Glauben, daß die Luftsteine aus dem Himmel gestürzte oder freiwillig herabgekommene einen Körper annehmende Geister seien; diese wurden also in den Tempeln zur Verehrung ausgestellt. Die zu Golgi und Hierapolis unter der Gestalt eines steinernen Kegels angebetete Liebesgöttin (Tacit. Hist. 3: continuus orbis latiore initio) erzeugte die aus Ovids Verwandlungen bekannte Fabel von der Venusstatue, welche Aphrodite auf den Wunsch ihres Lieblings Pygmalion belebt hatte. Dieser aber war niemand anders als der bekannte Geliebte der in Cypern und Phönizien verehrten Aphrodite, Adonis selbst gewesen, den Hesychius als einen „Däumling mit unmäßig großem Schamgliede" (*Αδωνις πυγμαιων*, σμικρος

$\alpha\nu\eta\varrho$ $\varepsilon\chi\omega\nu$ $\alpha\iota\delta o\iota o\nu$ $\mu\varepsilon\gamma\alpha$) bezeichnet. Dieser Pygmalion war König von Cypern und auch der Bruder der tyrischen Königin Dido — deren Name im Phönizischen s. v. a. Geliebte bedeutet — die den Sohn der Venus liebte. Dieser Bildhauer Pygmalion, welcher mit seiner von Aphrodite in Paphos belebten Bildsäule den Paphus gezeugt hatte, war also mit Pygmäus, dem Enkel des Epaphus, Eine Person, nämlich das cretische Zeuskindlein (Jupiter Lapis), das sein Vater mit einem Steine verwechselt hatte.

Also der neugeborne Gott, wenn er noch Pygmäengestalt hat, ist Stein, folglich auch der erste Mensch, welcher in allen Religionen für den Mensch gewordenen Schöpfer selber galt. Die Schöpfung beginnt alljährlich im Lenz, wenn das Frühlingsgestirn die „Ziege" sichtbar ist. Darum wickelte Rhea um ihren von der Ziege Amalthea gesäugten Sohn vor dem gefräßigen alles verzehrenden Gott der Zeit zu retten, einen Stein in ein Ziegenfell, den sie an des Zeus Statt dem Kronus zu verschlingen gab. Nun sollte Baite ($\beta\alpha\iota\tau\eta$) ein Ziegenfell bedeuten, damit ein Grieche das semitische Wort Bethyl bequem aus der eigenen Sprache erklären könne! Bethyl oder Bethel heißt im Hebräischen: Wohnung Gottes. Passend konnten die von Göttern beseelten Steine diesen Namen führen. Wenn der Cultus — in Indien noch jetzt wie einst in Hellas — die zur Verehrung ausgesetzten Steine salbte, so bedeutete diese Ceremonie eine unter hergesagten Gebetformeln — mittelst welchen man die Gottheit aufforderte, in dem Steine ihre Wohnung aufzuschlagen — vorgenommene Weihung des Bildes. (Quint. Declamat. p. 322: Haec priusquam dedicationis accipiunt summam religionem, opera sunt tantum: dedicatio est illa, quae deum inducit,

quae sede destinata locat.) Diese Handlung hieß bei den Römern auch consecratio. An die Stelle des Oels tritt in Indien geschmolzene Butter. Diese heilige Sitte, den Stein, welchen der Mensch gewordene Gott sich zur Wohnung gewählt, zu salben, übertrug man später auf die Einweihungsceremonie der Könige — welche auf Erden den himmlischen König repräsentiren — Propheten — aus welchen die Gottheit redet — und Priester, weil sie als unmittelbare Wiedergeburten des zuerst fleischgewordenen Geistes — wie noch jetzt der Dalai Lama — gedacht wurden. Jesus, welcher sich einen Tempel nannte, der in 3 Tagen wieder aufgebaut werden würde; den man als den von den Bauleuten verworfenen Eckstein betrachtete, mußte darum als das fleischgewordene Wort, das Prädicat „Gesalbter" (Messias, Christus) annehmen, obschon er nie gesalbt worden war, denn die Handlung Magdalena's wird Niemand mit der Salbung Ahrons, Sauls ꝛc. vergleichen wollen. Nur figürlich war Jesus der Gesalbte, wie er auch figürlich der Stein war, nämlich jener vor der Schöpfung schon existirende lapis fundamentalis, dessen oben gedacht worden, und den die Rabbinen wirklich auf den Messias bezogen hatten.

Gurlitt (Büstenkunde S. 3) meinte, daß alle Gottheiten aus dem rohesten Tronk mit unförmlichem Kopf allmählig zur kunstreichen Statue herausgebildet worden seien. Auch Böttiger gibt sich dem Glauben hin, daß bloße Steine in runder oder viereckiger Form, die man, als die Religion schon den Namen Zeus gesprochen und sich zum cretensischen Göttercultus erhoben hatte, nun mit dem Namen des Zeus belegte, in späterer Zeit noch das Andenken der rohesten Anfänge bildlicher Darstellung im Dienste des Zeus erhielten. Als Belegstelle soll die Notiz des Pausanias (II, 9.) gelten,

daß auf dem Marktplatze des uralten Sicyon sich ein pyramidalförmiger Stein befunden habe, welchen man Zeus Milihius genannt, und eine Säule, die man die altväterliche Artemis hieß. Also Ueberbleibsel pelasgischer Rohheit, hier und da nur noch durch die Ehrfurcht vor dem Alterthum in Tempeln erhalten.

So geneigt ist unser der Fortschrittshypothese huldigendes Zeitalter, die Cultur längst vom Schauplatz der Geschichte entschwundener Völker wegzuläugnen. Man vergißt dabei absichtlich an die noch jetzt angestaunten colossalen indischen Felsentempel mit ihren verwitterten Bildwerken, meist aus Einem Felsen gemeißelte Riesengestalten, und in dem Innern der Pagoden dennoch oft nur obeliskenförmige Steine, zu deren Ausschmückung die Kunst nicht mitgewirkt, aber eben diese sind der Verehrung ausgesetzt. Wir erinnern hier nur an den von Tavernier beschriebenen schwarzen Stein in der Pagode von Benares, den die Priester täglich mit wohlriechendem Oele salben, und an den schwarzen pyramidalförmigen Stein im Wischnutempel zu Jaganata, welcher gegen 50 Centner wiegen soll. Soll man da nicht auf die Vermuthung kommen, daß ein anderer Grund diesen unförmlichen Steinklumpen ihre Heiligkeit verliehen habe? Herodian (Hist. V, 3.) beschreibt einen schwarzen Stein, der oberhalb allmählig spitz zuläuft, und an dem einige Züge hervorragen, welche auf ein Bild der Sonne (εικονα τȣ ἡλιȣ) schließen lassen. Muß man nun nicht folgern, daß der Stein, schon seiner konischen Gestalt wegen, den Sonnenstrahl verbildlicht habe? Dieser befruchtet den geöffneten Erdenschooß. Also hatte der Stein auch des Lingams Bedeutung. Denn wie Leben und Licht zusammengehören, weßhalb die Priapsbilder aus dem Holze des Oelbaums geschnitzt wurden, so darf angenom-

men werden, daß die Steinverehrung aus dem Phallusdienst hervorgegangen sei. Das Bild der Sonne auf dem von Herodian erwähnten Steine läßt auf ein astronomisches Zeitalter als die Periode seiner Entstehung schließen. Da wird auch der Meißel schon gehandhabt worden sein. Die 360 Steine, welche den Gott Hobal, den Saturnus der heidnischen Araber, umkreisten, verrathen, daß um jene Zeit man schon einen vollkommenen Kalender besessen habe. Und doch waren es nur ungeformte Steine!

Man könnte zwar gegen diese Ansicht vorbringen, daß auch weiblichen Gottheiten, wie der Venus, Diana u. s. w. ähnliche pyramidalförmige Steine errichtet worden seien, hier aber sie weder auf die Sonne noch auf den Lingam sich beziehen lassen; aber es darf auch nicht übersehen werden, daß Aphrodite auf Cypern auch hermaphroditisch abgebildet wurde, weßhalb auch ihre Priester daselbst Frauenkleider anzogen. Demnach konnte der phallisch geformte Stein dennoch einer Göttin errichtet sein.

Es standen aber vor dem Tempel der Venus zu Hierapolis zwei steinerne Phallen, jeder 300 Ellen hoch. (Lucian. Dea Syr.) Auf einen derselben stieg jährlich ein Priester hinauf, verweilte oben sieben Tage, um von der Gottheit den Segen für das ganze Land zu erbitten. Diese beiden Phalli, wovon nur einer gewürdigt ward, den Segen spendenden Priester zu tragen, werden dieselbe Bedeutung gehabt haben, wie der Baum des Lebens und der todbringende Baum der Erkenntniß im Garten Eden. Längst ist man ja darüber einig, daß beide Ein Baum waren, also der Phallus, der Leben spendet, aber mit der Zeugung auch den Tod, denn alles Werdende ist auch dem Ende unterworfen. Auch vor dem Tempel der Atargatis

(die syrische Fisch-Venus) standen zwei solche, aber nur 32 Ellen hohe Säulen. Auch im Tempel des tyrischen Hercules standen zwei Säulen (Herod. II, 44.), als deren Nachbilder wir die von einem tyrischen Baumeister vor dem Salomonischen Tempel aufgestellten zwei Säulen, Jachin (i. e. der sich aufrichtende) und Boas (i. e. in ihm ist die Kraft), deren Namensbedeutung schon ihre Symbolik zu erkennen gibt, getrost behaupten dürfen.

Man könnte mir entgegenhalten, daß auch vor dem Eingang der Kirche zu Würzburg zwei solche Säulen stehen, denen aber Niemand eine phallische Beziehung unterschieben wird. Allein die Antwort hierauf kann sich Jeder selbst geben. Der christliche Baumeister dachte nur an die Jerusalemschen Vorbilder, unbekümmert um ihre Bedeutung. Von dem Baumeister, den Salomo gewählt hatte, läßt sich eine solche Absichtslosigkeit schon weniger voraussetzen, weil nur diese Säulen Namen haben, und überdies bedeutsame.

Daß keine der beiden Säulen in ihrem Namen sich auf die zerstörende Naturkraft bezog, ist nicht so bestimmt anzunehmen, denn Jachin stammt mit Kain von Einer Wurzel, und kann also (wie letzteres Wort) auch einen Spies bedeuten. Dann erhält die Sage ihren Sinn, welche den Priester, der die Säule vor dem Tempel zu Hierapolis bestieg, vor dem Einschlafen warnte, weil sonst ein Scorpion hinaufsteigen, und ihn mit seinem Stachel übel zurichten würde.

Vorhin wurde gesagt, daß beide Säulen Eine Idee ausdrückten: „die ewige Umwandlung des Lebens in Tod, und des Todes in neues Leben.“ Folglich können sogar Grabsteine den phallischen Charakter gehabt haben und die Pyramiden ebenfalls, ungeachtet sie Königsgräber gewesen sein sollen (Diod. I, 64.). Dies wird durch Herodot

zweimal bestätigt. Einmal (I, 93.) berichtet er von dem Grabmal des Alyattes, das aus großen Steinen bestand. „Oben auf demselben standen fünf Ecksteine, auf welchen eines jeden Arbeit eingehauen war, doch das meiste haben dabei die Frauenspersonen gethan. Alle lydischen Mädchen sammeln sich durch Hingabe ihrer Keuschheit eine Mitgift. Dieses treiben sie bis zur Verheirathung.“ Damit vergleiche man II, 126: „Cheops ging in seiner Niederträchtigkeit so weit, daß er geldbedürftig seine Tochter in ein Bordell that, und sie so viel Geld als möglich verdienen ließ. Diese gehorchte dem Willen des Vaters, war aber zugleich darauf bedacht, für sich selbst ein Denkmal zu hinterlassen. Jeder, der sie besuchte, wurde deshalb von ihr gebeten, einen Stein ihr zum Bau der Pyramide zu schenken. Und aus diesen Steinen soll die Pyramide gebaut worden sein.“ In Beziehung auf das Grab des Alyattes, das ja auch ein „Denkmal weiblicher Unkeuschheit“ (μνημα πορνης) war, erinnert Ottfried Müller (Arch. d. Kunst S. 295.), daß auf der obersten Spitze ein colossaler Phallus angebracht war. Indeß, da für die Behauptung: „Pyramiden seien colossale Phallen gewesen,“ wegen ihrer Neuheit nicht zu viele Beweise beigebracht werden können, so sollen Herodot (II, 125.) und Diodor I, 64.) über einen gewissen, die Pyramiden angehenden Bericht hier mit einander verglichen werden. Ersterer sagt: „An der Spitze der Pyramide des (oberwähnten) Cheops zeigt eine Inschrift mit ägyptischen Buchstaben die Kosten, welche bloß auf Zwiebeln und Knoblauch für die Arbeiter verwendet wurden.“ (Der folgende Satz beweist, daß dem Herodot vom Ausleger die Inschrift falsch erklärt worden sei). Diodor, bei dem der König einen andern Namen führt, was für unsern Zweck ganz gleichgültig sein kann, erwähnt ebenfalls, daß

auf der größten Pyramide aufgeschrieben worden, was an Rettigen für die Arbeiter verausgabt worden sei; beschränkt sich aber auf diese Notiz, ohne wie Herodot verwundert auszurufen: „Wie viel müssen nicht erst andere Dinge als Eisen zum Arbeiterwerkzeug, Unterhalt und Kleidung für die Arbeiter gekostet haben!" Den Pendant dazu bildet (II, 134.), wo Herodot diejenigen Griechen des Irrthums zeiht, welche glauben, die Buhlerin Rhodopis habe eine Pyramide erbauen lassen, da eine solche Person wohl nicht reich genug gewesen wäre, um an diese Pyramide viele tausend Talente, die ihr Aufbau kostete, zu verschwenden. Vielleicht sind hier unter diesem Namen alle Mädchen begriffen, die, der Mutter der Nymphe Rhodus, d. i. der Venus, ihre Jungfrauschaft geopfert hatten? Von dem Ertrag wurden wahrscheinlich auch die obenerwähnten Säulen vor dem Venustempel in Hierapolis errichtet. So erklärt sich auch das mosaische Verbot (5 M. 23, 18.): „Du sollst keinen Buhlerlohn in das Haus des Herrn bringen."

Das Komische in Herodots Verwunderung wird dem unbefangenen Leser sogleich in die Augen springen. Es muß nur zuvor auf Einiges in der Einleitung Gesagte verwiesen werden. Dort ist dargethan worden, daß die Tempelmauern Obelisken und Pyramiden die Bücher der Urzeit waren, daß diese eine Bilderschrift schrieb, die von den spätern Griechen unverstanden, in die Geschichte des Alterthums so große Irrthümer hineingebracht hat. Herodot gesteht hier selbst, die erwähnte Aufschrift der Pyramide sei ägyptisch gewesen; ferner, daß er über ihren Inhalt nur mittheile, was sein Ausleger für gut befunden, ihn wissen zu lassen. Genug, es ist von nichts Geringerem als Zwiebeln und Knoblauch die Rede, und da keine andere Art der Ausgaben mehr verzeichnet ist, so muß diese wohl

die größte gewesen sein. Diodor spricht wieder nur von Rettigen. Bei den Letztern muß Einem einfallen, daß man in Griechenland mit ihnen den Ehebrecher bestrafte; bei den Zwiebeln und dem Knoblauch an den Vorwurf, den der Pentateuch (4 M. 11, 5.), den, Himmelsbrod (Manna) verschmähenden, nach den Fleischtöpfen Aegyptens sich sehnenden Israeliten in der Wüste gemacht; an die Strafe der Ausstoßung, welche den der Keuschheit beflissenen Brahmanen bedrohte, wenn ihn nach diesen beiden Düngergewächsen lüstete (Menu's Ges. V, 5. 19.), weshalb auch den ägyptischen Priestern diese Delicatesse verboten war (Juvenal. 15, 9.); an die Zwiebeln, welche Niebuhr in den Schamtheilen weiblicher Mumien vorgefunden (Blumenbach Beitr. z. Naturgesch. II. p. 81 d. zw. Ausg.); endlich auch an die Zwiebel-Venus (Acidalia, Virg. Aen. I, 720.), wovon der Liebesknoten (bei Martial VI, 13, 5.) ein Zwiebelknoten hieß. Die Bilderschrift mochte deshalb nur diese Lauchgewächse auf der Pyramide gezeigt haben, um damit an ihre phallische Bedeutung zu erinnern. Schwerlich werden aber die Erbauer von Monumenten, deren Errichtung den Fleiß von Tausenden und Jahrhunderte zum Ausbau erheischte, mit einer bezahlten Zwiebelrechnung das Staunen der Nachwelt haben erregen wollen.

Die Obelisken und Pyramiden sollten aber nicht allein durch ihre Gestalten an den Schöpfer der Welt erinnern — hinsichtlich der Obelisken machen wir darauf aufmerksam, daß der oben als personifizirter Phallus erkannte Pygmalion ein Sohn des Belus war; hinsichtlich der Pyramiden, daß die Spitzsäulen in Indien von den Griechen Pfeiler des Bacchus genannt wurden, in demselben Sinne konnten die Pyramiden Osirissäulen heißen — sondern auch an das Licht, welches die Welt erleuchtet,

an den befruchtenden Sonnenstrahl, und sollten überhaupt Zeitmesser sein. Die Pyramiden waren Gräber der Könige, d. h. des Osiris, Osymandyas, Ismandes, Mendes (Strab. XVII.), denn die Jahrgötter Aegyptens waren seine ersten Könige. Grabmäler der Könige konnten sie schon darum nicht sein, weil die Fürstengräber in besondern Grotten angelegt wurden, selbst in der Nähe der Pyramiden in Mittelägypten. Schon aus diesem Grunde konnten sie beide Bestimmungen in sich vereinigen, anzudeuten, daß aus dem Tod sich neues Leben erzeugt, und auf die Nacht ein neuer Morgen folge. Im Toraris des Lucian erfährt man aber auch, daß die Pyramiden keinen Schatten werfen (μη σκιαν παρεχεσθαι). Plinius, Solin, Cassiodor u. A. suchen in dieser Eigenschaft etwas Wunderbares. Sie wußten vielleicht nicht, daß jede aufrecht stehende Stange, wenn die Sonne im Scheitelpunkte steht, keinen Schatten wirft, und daß, wenn eine solche die Pyramidalgestalt hat, es nicht einmal des Standes der Sonne im Scheitelpunkt bedarf, damit sie keinen Schatten werfe. Daß die Pyramiden keinen Schatten werfen, beweist nur von neuem, daß sie Osiris- oder Sonnengräber sind. Man beachte, daß um das Grab des Osiris 360 Opferschalen standen, die täglich von den Priestern mit Milch gefüllt werden mußten. (Diod. I, 22.), aus keinem andern Grunde, als weil des Osiris Tod den des Jahres anzeigte.[1] In dem Momente, wo die Zeit stirbt, verjüngt sie sich wieder. Die Pyramiden sind also auch Anzeiger des Jahresanfangs. Dieser mochte auf den Augenblick gesetzt worden sein, wo die Pyramiden, um

[1] Die Notiz des Firmicus (de errore prof. rel.): „in adytis habent idolum Osiridis sepultum. Hoc annuis luctibus plangunt“ wirft vielleicht auch einiges Licht auf diese Nachricht Diodors.

mich der Sprache des Ausonius zu bedienen, den Schatten zu verschlingen anfingen (Ipsa suas consumit Pyramis umbras). Nach trigonometrischen Rechnungen geschieht dies am längsten und kürzesten Tage, fällt also gerade in den Zeitpunkt, mit dem die Aegypter das Jahr eröffneten. Shaw (Voyage dans plusieurs provinces de la Barb. II, 5. p. 151.) macht über die Pyramiden die treffende Bemerkung: „daß dieselbe Gottheit, die durch die äußere Gestalt der Pyramiden dargestellt worden, auch in den innern Gemächern derselben verehrt worden sei." Osiris war ein personifizirtes Jahresgnomon, diesen Zweck erfüllte also die Pyramide, wenn sie zu einer gewissen Zeit keinen Schatten warf. Die erste Art, nach welcher die Pyramide ein Jahresgnomon sein konnte, lag in ihrer äußern Gestalt, welcher zufolge sie zu einer gewissen Zeit keinen Schatten warf; und die zweite und dritte lag in ihrer innern. Die ägyptischen Tempel hatten in ihrer Tempelmauer eine fast unmerkliche Oeffnung („fenestra perexigua," Ruffin. H. E. II, 23., wo vom Serapistempel die Rede ist), die von der Morgenseite (ab ortu solis) so angebracht war, daß das in ihnen befindliche Götterbild zu einer gewissen Zeit beschienen werden konnte (ut radius solis per eandem fenestram directus, os et labra illustraret). Wenn demnach in den Pyramiden dieselbe Vorrichtung getroffen worden wäre, daß das Bild vermittelst eines auf sie hereinfallenden Sonnenstrahls eine Jahreslinie beschrieben hätte, so würde folgen, daß, da der Serapistempel ein Gnomon für den 25jährigen Luni-Solarischen Zeitcyclus war, die Pyramiden Gnomons für jenen Zeitcyclus gewesen wären, den das ältere Aegypten unter dem Namen des Osiris für ein aus 360 Tagen bestehendes Jahr hielt.

Wirklich befand sich auch in den Pyramiden eine solche Vorrichtung, denn „in dem großen Zimmer

der sogenannten großen Pyramide befand sich ein Sarcophag, dem gegenüber zwei Löcher waren, die 3½ Fuß sich über den Boden erhoben. Das eine davon gegen Mitternacht war 1 Fuß breit und 8 Zoll hoch und ging in gerader Linie durch bis an das äußere Ende der Pyramide" (Maillet descr. de l'Egypte p. 305. vgl. Nordens voyage de l'Eg. p. 80.). Waren die Pyramiden Gnomons für den 360tägigen Osiriscyclus, so kann die Bestimmung der in ihnen befindlichen Oeffnung, im Verhältniß zu dem ihr gegenüber stehenden Sarcophag nicht mehr zweifelhaft bleiben. Denn, nach Tzetzes, war im Sonnentempel zu Heliopolis durch Anbringung einer in der Tempelmauer befindlichen Ritze gerade eine solche Linie gezogen, welche — insofern sie wegen des jährlichen regelmäßigen Laufes der Sonne um die Erde oder der Erde um die Sonne in einer bestimmten Zeit und Stunde von einem, auf das, der Ritze gegenüberstehende Zeichen des 210jährigen Phönix-Zeitcyclus fallenden, Sonnenstrahl beschienen wurde — die Länge des Sonnenjahrs astronomisch so genau angab, als es durch eine Linie der Art möglich war. (Dorneddens Phamenophis S. 212.). Der Vogel Phönix, der aus seiner Asche hier wieder auflebte, war, insofern durch das Todsein desselben das Ende einer Zeitperiode gedacht werden muß, im Tempel zu Heliopolis nur in der Gestalt eines mumisirten, im Sarcophag liegenden Vogels befindlich. Dornedden zieht also den Schluß, daß mit dem in der sogenannten großen Pyramide befindlichen Sorcophag — im Verhältniß zu der diesem Sarcophag gegenüber angebrachten Mauerspalte — nichts anders beabsichtigt war, als die Heliopolitaner mit dem in der Mauer ihres Tempels befindlichen Loche hatten bezwecken wollen, vermittelst dessen das Zeichen des im Grabe liegenden Phönixcyclus von der Sonne beschienen wurde.

Also waren die Pyramiden in demselben Verhältnisse Gnomons für Einen Jahrescyclus, wie der Tempel zu Heliopolis für ein aus 210 gemeinen Jahren bestehendes Phönixjahr. Zwar ist der in der großen Pyramide befindliche Sarcophag leer, aber wenn Pyramiden Osirisgräber sind, so wird wohl das ältere Aegypten in den leeren Kasten den Todten niedergelegt haben, den die Pyramide als Osirisgrab enthalten mochte. Jetzt ist freilich kein Osiris mehr in ihm befindlich, so wie sich auch nur noch die Spuren von seinem Deckel an ihm wahrnehmen lassen. (Cette caisse avoit sa couverture, comme on le remarque par la façon de ses bords; mais elle a été brisée en la remuant. Maillet descr. d'Eg. I. p. 305.).

Forchhammer hat zwar die Pyramiden bloß für Wasserbehälter ausgegeben; allein ein materieller Zweck ohne alle Rücksicht auf den Cultus würde nicht den von der Religion in allen seinen Handlungen geleiteten Aegypter bestimmt haben, so kostspielige Bauten aufzuführen. Da aber Herodot ausdrücklich sagt, das Nilwasser sei vermittelst unterirdischer Gänge in die Pyramiden geleitet worden, so muß man sich nach einem wesentlichern Grunde dafür umsehen. Bekanntlich fiel der Jahresanfang in Aegypten mit dem Austritt des Nils um Sommermitte zusammen. Die Pyramiden als Osirisgräber, d. h. als Anzeiger des Jahresanfangs, mußten also auch die ältesten Nilmesser sein.

Einen andern als calendarischen Zweck hatte auch die Memnonssäule nicht. Die Verwechslung des thebanischen Coloß mit dem Heros, der den Trojanern als Bundesgenosse gedient haben soll, ist sehr natürlich, denn Memnon, welcher an Wohlgestalt und andern Eigenschaften dem zu Troas verehrten Apollo so wenig nachgab, daß beide für Ein Wesen erklärt werden müssen, ungeachtet Memnon

als Sterblicher gefaßt ward, weil man — aber an vier Orten — sein Grab zeigte, Memnon ist der den Apollo vorstellende Coloß auf Rhodus und auch eine Osirisstatue d. h. eine Sonnensäule; aber auch eine Phallussäule, denn mit seinem Namen wird im attischen Dialecte auch die Ruthe des brünstigen Esels bezeichnet (s. Riemer u. d. W.) Und nicht müßig ist die Notiz des Creters Dictys, daß der Admiral der Memnonischen Kriegsflotte vor Troja Phalas hieß. Also auch hier der Sonnenstrahl zugleich mit der Nebenbeziehung auf seine befruchtende Eigenschaft personifizirt. Wie Osiris hatte auch Memnon an vielen Orten sein Grab d. h. überall, wo man den Tod des Jahrgotts feierte, nämlich im persischen Susa (Diod. II, 22.) in Syrien (Joseph. B. J. II, 17.) zu Abydus in Theben und am Ufer des Aesepus in Troas, nach der Angabe des Dictys: in Paphos. Wie Isis den todten Osiris, sucht Aurora Memnons Reste, und Beide finden nur noch den Phallus des Betrauerten, denn diesen findet Isis bei Byblus, und Palliochis (Phallusbehälter) heißt die Grabstätte Memnons. Osiris hieß Nophis, ein Wort, das, nach der Angabe des Hermäus bei Plutarch, im Aegyptischen „Wohlthäter" bedeuten soll; allerdings ein passender Name für den Sonnengott, den die Griechen deßhalb „Heiland" (σωτηρ) nannten. (Zeus, Hercules, Bacchus, Apollo und Aesculap führten gemeinschaftlich dieses Prädicat.) Memnon hieß in Aegypten Ame-nophis und Ph-amenophis. Nun ist aber bekanntlich, wie in den Namen Phthas und Phönix auch hier das Ph nur der ägyptische Artikel, und das A, der auch so vielen griechischen Hauptwörtern und Eigennamen vorgesetzte Vocal. [1]

[1] So hieß der phönizische Todtengott Muth, bei den Griechen Amythaon, als Präd. des unterirdischen Dionysus.

Es bleibt also nur noch Me-nophis übrig. Wie nun in Me-mnon nur die zweite Sylbe radical ist,[1] so wird es auch hier der Fall sein. Erinnert man sich ferner, daß die dem Osiris geweihte Stadt Memphis von den biblischen Schriftstellern abwechselnd Moph (Hos. 9, 6.) und Noph (Jes. 19, 13.) genannt wird, so kann der Grieche Me-moph für Moph ausgesprochen haben, woraus später Memphis ward, und Me-noph für Noph, woraus später Menophis, Amenophis und Phamenophis ward. Nachdem Pausanias berichtet, daß „die Mehrsten" (οι πολλοι) den tönenden Coloß für die Bildsäule Memnons ausgäben, setzt er hinzu: „aber die Thebaner halten sie für die Statue eines Eingebornen, des Phamenophis." Hier ist nur dieses wahr, daß der Coloß nicht Memnon im Lande selbst geheißen habe. Daß man zur Zeit des Pausanias auch in Aegypten nicht mehr die ursprüngliche Bestimmung dieses Colosses wußte, und wegen seiner menschlichen Gestalt ihn für die Statue eines Menschen hielt, der früher gelebt haben soll, ist wieder eines der vielen Mißverständnisse, die aus der Unkenntniß der frühern allegorischen Sprache entstanden. Daß Phamenoph ein Jahresgnomon gewesen, läßt sich bei der hier nachgewiesenen etymologischen Verwandtschaft desselben mit der Stadt Memphis noch daraus argumentiren, daß die Letztere von Plutarch als „Grab des Osiris," (ταφος Οσιριδις) erklärt wird. Warum ein Anzeiger des Jahresanfangs in der Priestersprache „Osirisgrab" genannt worden, ist schon oben erläutert. Wir können also gleich zur Beantwortung der bei Erwähnung der Memnonsäule sich aufdringenden Frage übergehen: was die Fabel von ihrem all-

[1] Με-μνων: der Erinnerer v. μναω, μνημι gedenken.

täglichen Tönen beim Sonnenaufgang für eine Deutung gestatte? Philostrat (Vit. Apollon. IV, 3.) sagt nämlich, daß der thebanische Coloß nur dann bei Sonnenaufgang getönt habe, wenn auf seinen Mund ein Sonnenstrahl gefallen wäre. Und anderswo (Icon.) sagt er: „daß der auf seinen Mund fallende Strahl ihm in der Weise den Ton entlockte, wie der Violinbogen den Saiten des Instruments." Hier muß wieder zum bessern Verständniß des Folgenden die Bemerkung gemacht werden, daß Plinius (10, 26.) für diese Statue den Tempel des Serapis als ursprüngliche Wohnung annimmt. Und die gegenwärtige Ansicht des Platzes zeigt die Bautrümmer eines Riesenwerkes, das selbst die ältesten Griechen unter dem Namen des Memnoniums — oder wie es heißen sollte: Phamenophäums — nur noch in Ruinen sehen. Die Größe der Statue stört die Vermuthung nicht, daß sie früher in irgend einem Tempel gestanden, denn es gab noch größere in Tempeln, selbst die Statue des Serapis in Alexandrien ist ein Zeugniß dafür. Die Memnonssäule kann also in einem Gebäude gestanden haben, was um so weniger bezweifelt werden darf, da sie im entgegengesetzten Fall als solche nicht existiren konnte, wenn nämlich die Sage glaubwürdig ist, die den Phamenophis zu einer gewissen Zeit vom Sonnenstrahl den Mund berühren, und dadurch einen Ton hervorbringen läßt d. i. die Sage, die durch den Mund der Statue eine Linie zieht, diese Linie durch einen Sonnenstrahl zu einer gewissen Zeit beschreiben, und in dieser beschriebenen Linie die Art bestehen läßt, wie Phamenophis zum Jahresgnomon werden konnte. Dies war nur möglich, wenn die Statue in einem dem Tempel des Serapis ähnlichen Gebäude stand, wo, wie oben aus dem Citat Ruffin's bewiesen worden, die Sonne mittelst einer in der Tempelmauer angebrachten Oeffnung

die Lippen des Serapis beschien. Eine solche Vorrichtung war aber unerläßlich, d. h. im Freien konnte die Statue nicht stehen, wenn die Sonne an dem Munde des Phamenophis eine so feine Linie beschreiben sollte, als man zur Bestimmung des Jahrs bedurfte. Also die von dem Strahl an der Statue beschriebene Linie zeigte den Anfang der neuen Zeit an. Und weil zu dem Punkte, an dem der Strahl die Linie beschrieb, gerade der Mund des Amenophis gewählt war, so konnte es leicht heißen, sie tönte, obgleich der Bildner der Statue mit dem Munde den Anfang bezeichnen wollte (welche beide Bedeutungen noch das hebräische Phe vereinigt; auch kann hier das lat. os, oris: Mund, mit dem Zeitw. orior, anfangen, aufsteigen ꝛc. verglichen werden). Insofern aber die Statue ein Anzeiger des Jahresanfangs, konnte auch das Tönen seinen Sinn behalten, denn Tönen heißt: Anzeigen. Weil der Anfang der neuen Zeit das Ende der vorhergehenden ist, so war dieser Ton eine Todesanzeige, folglich ließ man ihn traurig klingen. (Callistrat. in Stat.). „Ein Trauerlied," sagt Tzetzes (Chiliad. VI, 64.) „kömmt aus seinem Munde." Aber nicht allein Töne standen der Statue zu Gebote, sondern auch Thränen. „Mit nassen Augen tönte er das Trauerlied von Phamenophis Tode," sagt Callistrat (a. a. O.). Dies klingt wie ein Märchen und kann doch Wahrheit enthalten. Die Priester, die den Tod des (Sonnengottes) Osiris beklagten, d. h. den Anfang des unter dem Worte Osiris verstandenen Zeitcyclus anzuzeigen bestellt waren, begleiteten außer dem Trauertone, womit sie die Worte „Osiris Tod" aussprachen, diese Worte noch mit einer dem Trauertone, womit sie ausgesprochen wurden, angemessenen Geberde, sie weinten, wie Firmicus in der Beschreibung dieser Ceremonie ganz deutlich sich ausdrückt. (Hoc annuis

luctibus plangunt, radunt capita, ut miserandum casum regis sui turpitudine dehonestati defleant capitis etc.). Was nun die Priester thaten, die des Osiris Tod anzuzeigen bestellt waren, mußte also auch der Stein thun, da er eine gleiche Bestimmung hatte. Des Callistrat Nachricht muß sich also aus einer Zeit herschreiben, die den Phamenophis noch weinen sah, d. h. aus einer Zeit, welche die allegorische Sprache noch verstand.

Da aber der Jahresanfang nicht täglich angezeigt werden kann, so bleibt uns in Beziehung auf die Fabel von der tönenden Säule noch etwas zu erklären übrig. Insofern als die den Tod des Osiris betrauernden Priester auf der Nilinsel in der Nachbarschaft von Philä alle Tage dies Geschäft verrichteten, weil sie das unter dem Worte Osiris verstandene Sonnenjahr theilweise nach der Folge der in ihm enthaltenen Tageseinheiten anzeigten, insofern konnte der thebanische Coloß das unter dem Worte Noph verstandene Sonnenjahr ebenfalls theilweise nach der Folge der in diesem Sonnenjahr enthaltenen Tageseinheiten angezeigt, folglich täglich des Nophis Tod getönt haben. Wenn es aber der Beschaffenheit des Colosses als eines Gnomons widerspricht, daß er, wie die Priester, alle Tage des Osiris Tod angezeigt habe, da schwerlich der Sonnenstrahl, den die schmale Oeffnung der den Coloß umgebenden Tempelmauer durchließ, an ihm so viele Linien, als Tage im Jahre sind, beschrieben haben wird, so läßt sich doch sagen: Indem Phamenophis den Anfang des unter Nophis verstandenen Sonnenjahrs ankündigte, zeigte er eben dadurch auch den Anfang aller niedrigern in diesem Sonnenjahr enthaltenen Einheiten an. Insofern konnten nun die Priester, denen „anzeigen" tönen hieß, wohl sagen: Phamenophis töne des Osiris Tod alle Tage, d. h. er zeige mit dem An-

fang des Jahres zugleich den Anfang aller Tage im Jahre an. Da in Aegypten, wie noch jetzt bei den Juden Tagesanfang auch von Sonnenuntergang an gerechnet wurde, so ist begreiflich, warum nur mit jedem letzten Strahle der untergehenden Sonne die verschiedenen Trauertöne aus Phamenophis Munde kamen.

Aber ein Wunder, das alle bisherigen noch übertrifft, erzählt Lucian (im Lügenfreund) in der Person des Eucrates von der Memnonssäule. Sie soll mit offenem Munde ein Orakel in sieben Versen getönt haben! Unter Orakel möchte doch nur die Anzeige von Nophis Tod zu verstehen sein, denn nach den Begriffen der Alten galt die Rede eines Gottes überhaupt für einen Orakelspruch (χρησμος). Lucian, als Grieche, mochte von keinen andern Orakeln als versifizirten wissen. Aber in sieben Versen! Nun ja, wenn mit dem Anzeigen des Anfangs eines Tages im Jahre auch der des Anfangs aller Tage im Jahre gegeben ist, so konnte von Phamenophis, der gnomonisch nur den Anfang des Jahres anzeigte, auch gesagt werden, daß er mit dem Anfang des Jahrs zugleich den Anfang aller Wochen im Jahre anzeige.

Alle bisherigen Töne waren Trauertöne, die des Nophis Tod zum Gegenstande hatten und mit Sonnenuntergang anhoben. Aber auch mit Sonnenaufgang tönte Phamenophis, dann war es ein Freudenton (Tzetz. Chil. VI, 64: μελος χαρμοσυνον). Diese Töne konnten keine Todesanzeige sein. Sie müssen also auf die Wiedergeburt der Zeit Beziehung haben. Auch hier verbreitet der Bericht des Firmicus die erforderliche Helle. Er sagt: Wenn die Priester einige Tage in der Trauer um den gestorbenen Gott zugebracht und die Reste desselben zu suchen sich angestellt hatten, gaben sie plötzlich

vor, ihn gefunden zu haben, und gaben darüber ihre Freude zu erkennen. (Cum haec certis diebus fecerint, tunc fingunt, se lacerati corporis reliquias reperire, et cum invenerint, quasi sopitis luctibus, gaudent). Unter „gewisse Tage" sind die fünf Schalttage verstanden, die nicht zu den 360 gezählt wurden, sondern eine für sich bestehende Zeitbestimmung waren. Unter diesem Umstand konnte Osiris, da zwischen dem Ende und Anfang des Jahres fünf Tage in der Mitte lagen, nicht ferner in dem Momente, wo er aufhörte, wieder anfangen. Jetzt hieß die Todesanzeige das Verschwinden oder Unsichtbarwerden des Jahrgotts. Deshalb stellten die Aegypter sich die Schalttage hindurch, als ob sie den Osiris suchten. Nach deren Verlauf riefen sie: Wir haben ihn gefunden! Denn nun war Osiris wiedergeboren, und dieses Ereigniß verkündete das ganze Land in Freudentönen. Nun mußte auch Phamenophis als Jahresanzeiger einen Freudenton vernehmen lassen. Creuzer gibt hingegen von den sieben Versen, die er auf sieben Laute reduzirt, eine andere Erklärung. Die sieben Vocale beziehen sich auf die Planeten, es waren Morgenpsalme der Priester, die den Frühstrahl der Sonne begrüßten, gleichwie die Magier Persiens ihre nächtlichen Horen mit dem Gruß an das wiederkehrende Tageslicht beschließen.

Aus dem Bisherigen ist zur Genüge dargethan worden, daß die Vergötterung der Steine nicht als roher Fetischismus gedeutet werden dürfe. Daß aber Götter und Menschen aus dieser Materie ihren Ursprung nahmen, ließe sich mit Mone, welcher den Steincultus zu erklären strebt, wie folgt, deuten: „Das Gestein ist die erste Erscheinung der festmachenden Kraft, der Crystallisation." Darum beginnt nach der Seelenwanderungslehre der Orientalen die Einpuppung der aus dem Himmel herabkommenden Seele mit dem Stein, geht dann

in die Pflanze, endlich in ein Thier über. Eros zu Thespiä im Bilde eines unbehauenen Steines angebetet (Ottf. Müller Orchomenus S. 174.) ist also die personifizirte Lehre, daß die Sehnsucht nach der Materie den Geist versteinert, d. h. verdunkelt habe, was auch die griechische Benennung des Steines (λιϑος) andeutet, da verfinstern, verbergen (λάϑω) das Stammwort ist. Der Stein Eros war jener von der Venus belebte Stein des Pygmalion, der ithyphallische Hermes Cadmilus in den Samothracischen Mysterien; Hermes, welcher dem Grenzstein Termon, Terminus seinen Namen gab: der neugeborne Zeus auf Creta, Jupiter Lapis. Ueberall erblickt man hier den Begriff des Anfangenden, Pygmäen, knabengestaltete Götter, Laren, Penaten, Bürgschaften für die Fortdauer der Generationen. Daher Jacob und Laban einen „Stein des Zeugnisses" aufrichten, nicht wegen der Dauer dieser harten Materie, die viele Generationen überdauernd, deshalb auch in der spätesten Zeit noch Zeugniß ablegen kann, sondern weil man an jene Steinchen dachte, die der Lateiner Testikeln nennt (testiculi v. testa Stein, dann testis Zeuge), und bei denen Joseph seinem Vater geschworen hatte. Venus, die personifizirte Sinnenlust hieß: „Königin der Steine" (Γολγων ανασσα), und zu Golgi, das nach ihrer Verehrung unter der Form eines Steines benannt war, ward die Göttin vorzugsweise verehrt. Da sie mit der phrygischen Cybele Ein Wesen ist, [1] so war wieder sie selbst die zu Pessinunt verehrte Göttin, ein Ort, der ebenfalls von einem angeblich aus dem Himmel gefallenen Stein (πεσσος), welcher der Göttermutter geheiligt war, seinen Namen hatte. Arnobius berichtet von demselben, er sei so klein gewesen, daß er bequem mit der Hand getragen werden konnte.

[1] S. m. Etym-Nwtb. u. d. Art. „Rhea."

Von ähnlicher Beschaffenheit war der Stein in einem Tempel derselben Göttin auf dem Ida, den Claudian in der „Entführung Proserpinens“ (I, 201.): „religiosa silex“ nannte. Und von hier ist es nicht mehr weit zum cretischen Ida, wo Zeus als Kind mit einem Stein verwechselt wurde. Diese Steine, denen die Kunst nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hatte, würden unmöglich noch in einer mit Kunstwerken so verschwenderisch beschenkten, bereits überverfeinerten Zeit, wo Claudian und Arnobius lebten, Gegenstände religiöser Verehrung geblieben sein, wenn nicht ein hieratisches Motiv ihnen diese Heiligkeit verliehen hätte.

Aber nicht immer aus dem Gestein, auch aus dem Holze gehen Götter und Menschen hervor: die Stammeltern der Scandinavier waren Esche und Erle gewesen; die Sachsen wollen mit ihrem König Ascan aus Harzbäumen entsprossen sein; die Römer stammten von der Eichengöttin Rhea Sylvia oder Ilia (ilex); die Trojaner vom Eichengott Ilus. Zu Athen war ein Geschlecht, das sich: „die aus der Pappel Gehauenen“ nannte (Αιγειροτομοι), wie ja auch dem Lateiner das Volk (populus) nach der Pappel heißt, und materia sowohl „Urstoff“ als „Holz.“ Der Philosoph Pherecydes läßt die Schöpfung von der Eiche ausgehen. Adonis war, wie die indische Trimurti (Dreifaltigkeit) in einen Myrtenstamm eingeschlossen, Osiris in eine Ericastaude, Zeus und Dionysus hießen nach dem Baume (δενδριτης), Helene auf Rhodus ebenfalls (δενδριτις). In Thespiä wurde Here als Baumast verehrt, in Samos als ein Bret, Athene in Lindus, Artemis in Icaria und Demeter in Pharus als ein ungeschnitztes Stück Holz. Der Fichtenstamm, den man bei der jährlichen Todtenfeier des Attes in den Tempel der Cybele trug, sollte seinen abgeschnittenen Phallus bedeuten.

Bedeutet doch dieses Wort selbst einen Pfahl! Darum ward Dionysus in Methymnä: Phallen zubenamst, weil er nur ein Haupt auf einem Pflock, nach der Legende bei Pausanias (X, 19, 2.) aus dem Meere aufgefischt; Hermes ursprünglich ein hölzerner Truncus mit straffem Phallus; Priapus (in der bekannten Satire des Horaz) ein Feigenholz u. s. w. Wenn aus dem abgeschnittenen Gliede des Agdestis ein Mandelbaum hervorwuchs, so ist dies nicht unbegreiflicher als wie durch den Genuß einer Frucht vom Baume der Erkenntniß Geburtsschmerzen erfolgen sollen. Den persischen National-Lingam kennt man aus dem Bundehesch, wo man liest: „Am Tage Mithra, des Monats Mithra (d. h. am ersten Jahrestage) drang eine Reibapflanze (robor? also die Eiche?) aus der Erde. Dieser Baum war gleich zwei sich berührenden Leibern, der eine steckte seine Hand (Hauptast) in des andern Ohr (Astloch), und sie schienen ein Leib, daran nicht zu unterscheiden war Männliches vom Weiblichen." Kürzer drückte dies die griechische Idee aus: Cäneus, der Sohn des „Tannenbaums" Elatus, sei einmal auch Weib gewesen, und habe darum auch Cänis geheißen.

„Von den ältesten Zeiten," bemerkt N. Müller, „war es auch bei uns aufgenommen, die Register der Geschlechtsabstammungen als eine Art Phallus zu behandeln. Es finden sich sowohl plastische Monumente als auch Zeichnungen und gewirkte Teppiche, welche die Stammbäume alter Familien so darstellen, daß der Urahn tief unten sich befindet, und an gehöriger Stelle ein Phallus, oberhalb als Baum sich verzweigend, mit den Früchten der Sippschaft nach herkömmlicher Ordnung der Ascendenz und Descendenz sich auseinanderbreitet."

Holz ist Princip alles Lebens, das erste Erzeugniß

der Erde, das erste Zeugniß ihrer Zeugungskraft, Holz mit Holz gerieben, erzeugt das heilige Feuer, das als Symbol des Schöpfers in den Pyräen der Ormuzddiener und auf dem Altar der Vesta loderte. So war selbst in der Art der Feuerbereitung, welche zu Ehren des Schöpfers vorgenommen ward, von der frommen Vorzeit auf den Schöpfungsact angespielt! Die Araber nennen die beiden Hölzer, mit denen sie Feuer machen: Männlich und Weiblich. Diese Gewohnheit durch das Zusammenreiben zweier Hölzer Feuer zu entzünden, führte vielleicht zunächst auf den Gedanken, Menschen aus Bäumen entstanden sich zu denken; denn im Holze glaubte man eine eben so wunderbare Mischung von Geist und Materie zu entdecken wie im Menschen. Feuer war ihnen Geist, auch das Wasser fehlt im Holze nicht, wo es als Saft sich kund gibt. Aus der Vermischung von Feuer und Wasser ist aber Alles geworden.

Weil man sich die Gottheit den Bäumen einwohnend dachte, daher die Heiligkeit der Haine bei fast allen Völkern der alten Welt. Silius (3, 11.) besingt die Orakelhaine am Tempel des Hercules zu Gades, Ovid (Fast. 3, 295.) den Eichenhain des Aventinus, wo Numa seine Offenbarungen empfing. Die Carthaginenser hatten ihrer Naturgöttin einen Hain von Nadelholz um ihren Tempel gepflanzt (Sil. 1, 81.), die syrische Aphrodite hatte einen Hain auf den Höhen des Libanon (Euseb. de laude Const. 1, 15.). Die hebräischen Propheten und der Pentateuch eifern gegen die Götzenhaine, ungeachtet Gideon unter der Terebinthe dem Herrn opferte, und die Tamariske, die Abraham gepflanzt (1 M. 8, 21, 31.) zur Zeit des Propheten Amos (5, 5. 8, 13.) ein Wallfahrtsort war. Der wahrsagende Lorbeerhain in Delphi und der orakelnde Eichenhain in Dodona sind zu bekannt, um hier

bei ihnen zu verweilen. Wir wenden uns daher gleich den Abendländern zu, wo auch nicht die Eichenhaine der celtischen Druiden (Plin. 16, 93.), sondern die von den heidnischen Preußen verehrte Orakeleiche zu Romowe, vor welcher das ewige Feuer brannte, dessen Erlöschen der Priester mit dem Tode büßen mußte, und der immergrüne Eichbaum beim Tempel zu Upsala, der dem Thor geweihte Hain im Stifte Aberg in Jütland u. a. m. die Aufmerksamkeit desjenigen verdienen, welchem auch das religiöse Leben seiner eigenen Vorfahren kennen zu lernen wissenswerth erscheint. Unter die berühmt gewordenen Eichen gehört noch jene bei Heiligenbeil in Ostpreußen, der Eichenhain bei Eichfeld an der Werra, die Schwerteiche bei Borsholm in Holstein. Das Kloster Alt=Eiche an der Donau verdankte zwei heiligen Eichen seine Benennung. Auch bei Wiesbaden, bei Gera u. a. gab es heilige Eichenhaine. Keine aber war berühmter geworden, als die große Donnereiche der Hessen, welche zur Bestürzung der Heiden umgehauen, ihr Holz zu einem Bethause hergeben mußte. In England wurden christliche Kirchen nach Eichen genannt. Die alten Germanen loosten bei der Eiche (Tacit. Germ. 10.). Die Heiligkeit dieses Baumes bei den slawischen Völkern geben die vielen Ortsnamen Großenhayn, Knauthayn, Haynichen, Haynsburg im Sächsischen und Altenburgischen, wo meist Sorbenwenden wohnten, zu erkennen. Bei Delitzsch gab es einen Hain, wo die Heiden Gerichtstage hielten, denn nur an heiligen Stätten ward das Recht gesprochen (vgl. Grimm Rechtsalterth. S. 796. 797.). Die alte Sage von der Entstehung der Menschen aus Bäumen, lebte in den Dryaden und Hamadryaden der Griechen lange fort. Mit dem Baume zugleich welken und sterben sie, jede Verletzung der Aeste und Zweige empfinden sie als

Wunden, gewaltsames Umhauen macht ihnen plötzlich ein Ende. (Non sine hamadryadis fato cadit arborea trabs, sagt Ausonius). Ovid (Met. 8.) erzählt von einer Eiche, die im Walde der Ceres gestanden, und die als der Götterverächter Erisichthon die Axt an sie legte, ein Seufzen vernehmen ließ, gleichzeitig fingen die Aeste an zu schwitzen, und als der erste Hieb fiel, floß Blut aus der getrennten Rinde. Grimm gedenkt einer deutschen Volkssage, die der Erle Blut, Thränen und Sprachfähigkeit andichtet, sobald sie gefällt wird. Die Celten wehrten den Heidenbekehrern aus diesem Grunde das Fällen einer Fichte, die vor ihrem Tempel stand.

Der Begriff des Lebens concentrirte sich bei den Heiden stets in jenem Symbole der lebenspendenden Kraft selber. So wählte man von der Eiche die Eichel, von der Fichte den Zapfen (N. Müller Kunst d. Hindu S. 301) zu Sinnbildern, Palme, Pappel und Tanne ihres starrenden Wuchses wegen, die Olive, weil sie als Oelspenderin wieder auf das Lebenslicht Bezug hat. Mandeln, Aepfel und Nüsse wurden die bekannten Liebeszeichen, die man bei Hochzeiten austheilt oder damit sich bewirft. Mit der Palme, Eiche und Olive verband man auch den Begriff der Kraft, daher Kränze aus ihren Blättern den Sieger schmückten; die Palme und Olive als Sinnbilder des Friedens spielten auf den Sieg über die vegetationsfeindlichen, lebenzerstörenden Naturkräfte an.

Auch die aus gewissen Bäumen verfertigten Geräthe, insbesondere wenn sie eine, obschon entfernte Aehnlichkeit mit dem phallo erecto hatten, wurden zu dessen Sinnbildern verwendet. Vor allen der Stab, von welchem der Pfahl im Fleische bei den Griechen (φαλος) und Lateinern (palus) seinen Namen hat. Er trennte sich in einen Hirtenstab

und Richtstab, weil er bald auf die Vermehrung der Heerden — Pales ist der Beschützer der Heerden! — bald auf die Kraft, mit Uebertragung des Begriffes auf Herrschermacht anspielen sollte. Geistlich angewendet wurde der Ochsenstecken des Pan, Hermes, Osiris, der in den Händen des israelitischen Richters Samgar — hier nomen et omen, denn der Name bedeutet selbst die Sache — gegen die Philistäer, welche schon dem Patriarchen Isaak die Brunnen (der Fruchtbarkeit) verstopfen wollten, so große Wunder verrichtete (Richt. 3, 31.), zum Krummstab des Bischofs; und des Pelops (d. h. des Phalops) „unalterndes" Scepter, das auf so viele Generationen sich vererbte, wie nach Eisenmenger (entd. Jdth. I. S. 379) der aus dem Paradiesesbaum geschnitzte Stab Adams, mit dem noch Jethro die Freier seiner Töchter probirte, und Mose aus dürrem Felsen Wasser — wie Bacchus mit seinem Thyrsus Wein — hervorlockte, zum „Gesetzgeber zwischen den Füßen," den Jacobs Segen seinem Sohne Juda verspricht, als Unterpfand, daß er herrschen werde bis Schilo kommt. Dieser Schilo ist aber, wie an einem spätern Orte gezeigt werden soll, Saturn als Ruhebringer und Friedensfürst am Ende der Tage, wo mit dem Beginn des siebenten oder messianischen Jahrtausends der große Weltsabbath eintreten soll, dessen alljährliches Vorbild im Kleinen die römischen Saturnalien waren, wo die Gleichheit der Stände an die Wiederbringung aller Dinge mahnen sollte; denn nur im künftigen Leben gibt es keine Herren und Sclaven mehr. Noch die deutsche Sprache kennt keinen Unterschied zwischen Stab und Stamm, wovon das Zeitwort „abstammen" sich gebildet, wie das lateinische: restauriren von dem griechischen „Stauros," das einen Pfahl (σταυρος) bedeutet, davon der Nebenbegriff des Kreuzes, jenes Verviel-

fältigungszeichens in der Arithmetik, dessen Gestalt bedeutsam an dem weiblichen Ring im Venuszeichen (♀) sich befindet; und wenn es auch dem Mercur (☿) gehört, so bedenke man, daß die Gottheit um zu schaffen Hermes uud Aphrodite zugleich sein muß. Ring und Stab sind die Liebespfänder, welche die Buhlerin vom Patriarchen Juda forderte (1 M. 38, 18.). Dieses Henkelkreuz der Venus und des Mercur trug der ägyptische Priester desselben (Thaut) in den Prozessionen voran (Jablonsky Panth.). Die Isis trug es in der Hand (Creuzer Symb. I. S. 513), die ephesische Diana auf dem Kopfe (Creuzer II. S. 187). Das Kreuz des Gottes Serapis hatte das ewige Leben bedeutet (Ruffin. H. E. 2, 29. Socrat. H. E. 5, 17.), denn in den Aesculap sich umwandelnd, welcher im physischen Sinne „Heiland" (σωτηρ) hieß, war dieser Gott die Bürgschaft für die Wiedergeburt. Daher hatten die bekehrten Heiden in der Kreuzesgestalt auch das Zeichen der geistlichen Auferstehung so leicht zu erkennen vermögen. Daher war die Behauptung der Gnostiker keine müßige, daß das Kreuz Christi von Feigenholz gewesen, und die andere: daß das Holz des Lebens aus dem Erkenntnißbaum des Paradieses gezimmert gewesen.

Warum Wischnu (nach dem Berichte eines Missionärs), Romulus und Remus unter einem Feigenbaume empfangen oder geboren worden? warum die Stammeltern des Menschengeschlechts sich die Schaam mit Feigenblättern bedeckten? warum die Priapsbilder aus Feigenholz geschnitzt sein mußten? (Horat. I. Sat. 8, 1.), warum die Feige dem ithyphallischen Hermes geweiht ward? warum der geile Faun Ficarius (Augustin. 15, 23.) hieß? und auch der Gott der sinnlichen Lust, Dionysus, der Vater des Priapus und der Satyren, nach der Feige (συκιτης) genannt worden? warum in den

attischen Dionysien die ins mannbare Alter tretenden Mädchen Feigen in Körben darbrachten (Nat. Com. 5, 13.) und Schnüre mit trockenen Feigen um den Hals trugen (Arist. Lysistr. 647.)? auch der dabei in der Kiste befindliche Phallus von Feigenholz sein mußte? (Theod. Serm. 7.) auf alle diese Fragen gibt Indien Auskunft, wo die Baniane wächst, deren Gestalt den Naturforscher Büffon veranlaßt hatte, sie l'arbre indecent zu nennen; denn dieser Baum senkt aus seinen Aesten wieder Wurzeln in die Erde, und wird so ein Bild steter Befruchtung. Darum ist der indische Feigenbaum, dieses passendste Sinnbild des ewigen Wiederzeugens, das Symbol des Schöpfers; und sein Laubdach wählt der fromme Büßer zum bleibenden Aufenthalte. Der Gott Krischna selbst hat (im 15. Gesang des Bhagavatgita) das unvergängliche Wesen dem (indischen) Feigenbaum verglichen, dessen Wurzel in der Höhe (gen Himmel) und dessen Zweige nach unten (zur Erde) gehen, dessen Blätter Verse der Veda's sind. Also nicht nur Baum des physischen, sondern auch des geistigen, religiösen Lebens. So dachten noch die Rabbinen, als sie die Schriftstelle (Spr. 27, 18.): „wer seinen Feigenbaum bewahrt, ißt Früchte von ihm" auf das Gesetz deuteten (Thalmud, Erubin f. 54 a), dessen falsche Behandlung von den Pharisäern Jesum bewogen hatte, den Feigenbaum zu verfluchen, der im Winter keine Früchte trug. Werden doch die Gerechten selbst „Bäume der Gerechtigkeit" genannt! (Ps. 92, 14. Spr. 11, 28. Jes. 61, 3.). Die Wirkung des Lesens im Gesetze wird unter dem Bilde eines Baumes, dessen Blätter nicht verwelken, beschrieben (Ps. 1, 2.); das Gepflanztsein an Bächen ist eine Folge des Hörens auf das Wort Gottes (Sir. 39, 13.). Die Bäume des Herren stehen voll Saftes (Ps. 104, 16.).

Diese Bäume waren es, welche bitteres Wasser süß machten (2 M. 15, 25.) denn die Quelle des Lebens ist das göttliche Gesetz (Jer. 2, 13.). Nach dem Missionär Hodgson (As. Res. XVI. p. 443.) heißt Buddhas, des göttlichen Gesetzgebers, Wohnung: der Feigenbaum (Chaitiya). Wischnu, oder seine weibliche Hälfte, Sri, soll — berichtet die Legende — einst als feindliche Völker in Jaganat eindrangen, unter den Feigenbaum sich gerettet haben.. Also war er auch im mosaischen Paradiese der Baum des Lebens d. h. des göttlichen Gesetzes, welcher zwar durch Adams Streben Gott gleich sein d. h. selber *schaffen* zu wollen, sich in den Baum der Erkenntniß umgewandelt hatte, und die sterblich machende Frucht für ihn trug; aber, weil aus dem Tode sich neues Leben erzeugt, durch Christi Opfertod an dem Feigenholz wieder zum Holz des Lebens ward. Denn wie in Adam, nach rabbinischer Tradition, so sind auch in dem Messias alle Seelen enthalten, daher gemeinschaftlicher Tod und gemeinschaftliche Auferstehung. Auch die Pappel besaß diesen Doppelcharakter des Lebens und des Todes; denn besteht auch der Todtengöttin Persephone Hain aus lauter Pappeln (Iliad. 13, 389. 16, 482. Odyss. 10, 510.), und verwandelten sich Phaetons Schwestern in Pappeln (Aen. 10, 190.), weil ihre Mutter Clymene (Met. 2, 19.) nur ein anderer Name für Persephone war,[1] so hatte doch auch Hercules, als er aus der Unterwelt heraufkam, die Pappel (als Zeichen seines Triumphes über den Tod) mitgebracht, weßhalb die Sieger in den olympischen Spielen als irdische Repräsentanten des Todbezwingers mit Pappelzweigen geschmückt wurden. Unter einer Linde hatte Siegfried den Drachen getödtet (Nibel. 845, 3.), aber unter einer Linde war auch er getödtet

[1] S. m. etym. Realwtb. u. *Clymene*.

worden (913, 1. vgl. W. Grimms deutsche Heldens. S. 154). Die Cypresse war zwar der Lebenspenderin Cypria geweiht, aber auch dem Pluto, daher sie der Römer vor dem Sterbehause aufpflanzte, dem Priester zur Warnung, daß er nicht durch die Nähe einer Leiche verunreinigt werde.

Wie der Stab und das Scepter waren auch Keule und Lanze phallische Symbole. Wäre die Keule nur in des Hercules Händen, so ließe sich dieselbe leicht als Schlagwaffe überhaupt deuten, aber auch der weibliche Theil der Trimurti, nämlich Wischnu — der seinem Bruder Schiwa einst die Dienste einer Frau geleistet — hat sie zum Attribut (Ritters Erdkunde As. IV, 2. S. 550.) und der persische Lichtgeist Mithra. Sie muß also das Dämonen der Finsterniß und, was dasselbe besagen will, der Unfruchtbarkeit abwehrende Amulet gewesen sein. Darum ist gleichwie die Priapsbilder (Paus. X, 19, 2.), auch des Hercules Keule aus dem Holze des Oelbaums geschnitzt (Paus. II, 31, 13.).

Mars, der Stammvater der Römer, ward unter der Gestalt eines Spießes (quiris) verehrt, darum hieß der mythische Erbauer Roms Quirinus, und sein Volk Quirites, und wenn der nach dem Spieße (Kain im Hebr.) benannte Cäneus — dessen Vater Elatus nach der schlanken Tanne (ελατη) hieß — seinem Lanzenschaft göttliche Ehre zu erweisen befahl (Müller Orchomenus S. 191 d. zw. Ausg.), so geht daraus hervor, daß der Lanzencult aus dem Phalluscult sich entwickelte, weil Cäneus auch Cänis hieß, einst auch Weib gewesen, also das erste Menschenpaar als androgynische Gottheit im Holze zusammenlebend. Nur deßhalb, weil in Aegypten und Syrien die Weiber den Phallus trugen, in den Dionysien die Jungfrauen; in Rom die Vestalinnen, dessen Bild als Unter-

pfand der Staatswohlfahrt in ihrem Tempel aufbewahrten, deshalb ist der Spieß nicht Minervens Attribut ausschließlich, sondern es gab auch eine Venus militaris und eine Juno curitis oder quiritis. Die syrische Astarte hält den Speer in der rechten Hand (Ekhel Numm. Vet. p. 371. 442. 501.), die carthaginensische Himmelskönigin ebenfalls (Gesen. Monum. Phoen. tab. 16.). Wer aber wird in allen diesen Göttinnen nur eine Bellona erkennen wollen? Also nur gegen die Dämonen der Unfruchtbarkeit haben sie sich bewaffnet, und ihre Waffe ist Ovids „virilis hasta," an welche die coelibaris hasta der römischen Braut erinnern sollte. Daher Ovid (Fast. 2, 559.) die hasta recurva (als Gegenbild des phallus erectus) zum Warnungszeichen für den Tag erwählt, an welchem keine Ehe geschlossen werden soll, hingegen das frondescere hastam als Bild der Fortpflanzung Roms (Met. 15, 560.). Deutlicher noch spricht sich Varro (L. L. IV, 8.) über den eigentlichen Sinn dieses von Romulus verübten Wunders aus (Instrumentum a Romulo de monte Aventino in Palatium jactum fuerit λυχνη, quae terra fixa crevit in arborem, et innumeras alias hastas produxit, quodque haec causa videatur denominationis loci, qui hucusque ager Reatinus dictus, postea vero Palatium). Also war der Jupiter palatinus und Mars quirinus mit dem Heerden beschützenden Pales Ein Wesen, Roms Nationalgott unter mehrern Namen verehrt, denn zwischen Pales und palus, wovon das Palatium seine Benennung erhielt, gibt es keinen Unterschied. Wenn Venus in der linken Hand mit dem Liebesapfel und in der rechten mit dem Spieße abgebildet ward (Descr. des pierres gr. p. 117. N. 558.), so kann über des Letztern Bedeutung kaum noch ein Zweifel obwalten. Begreiflich wird nun die Sage, daß Mamercus, der Sohn des als Spieß angebeteten Mars

und der nach dem Baume benannten Silvia, sein Leben von einer Lanze abhängend wußte, welche der Vater der Mutter zurückgelassen. (Klausens „Aeneas" S. 982.). Begreiflich wird es dann auch wie die Lanze des Pelops in Pisa (Ov. Amor. III, 2, 15.) und jene des Pinehas eine Seuche stillen konnten, zumal die Stelle, wohin der Letztere seine Waffe richtet (4 M. 25, 8., wo kaba das griechische κῆπος ist) vollends alle Zweideutigkeit aufhebt. Ein umgekehrter Spies konnte daher, wie die umgestürzte Fackel, Griechen und Römern ein Sinnbild des verlöschten Lebenslichts werden. Wie aber der Stab aus dem Symbol der Lebenskraft sich zum Sinnbild der Macht entwickelte, so wurde Uebergabe des Speers für Könige ein Zeichen der Uebergabe von Reich und Land; der Spieß, welchen der Pater patratus an der Grenze ins feindliche Gebiet warf, war eine figürliche Besitznahme. Und unser heutiges: Sub hasta, womit der Verkauf eines Eigenthums angezeigt wird, stammt aus der altrömischen Sitte, bei Auctionen einen Speer vor das Haus des Verkäufers hinzupflanzen.

Wenn im scandinavischen Norden Esche und Erle die verschiedenen Geschlechter repräsentirten, so liebte der Orient auch in dieser Symbolik eine größere Deutlichkeit. Zwar ist Daphne in einen Lorbeer, Baucis in eine Linde, die Töchter der Clymene in Pappeln, Myrrha in eine Myrte verwandelt worden, jedoch alle diese Bäume waren auch männlichen Gottheiten heilig. Aber wie oben das Beispiel des Cäneus zeigte, dachte man sich androgynische Gottheiten den Bäumen einwohnend, Schiwa und seine Gemahlin Parwati hatten gemeinschaftlich im Samibaum gewohnt. Daher auch die lateinischen Worte arbor, quercus, populus, fagus, laurus u. a. m. ihren androgynischen Charakter dadurch zu erkennen geben, daß sie ungeachtet der männlichen Endung

doch weiblichen Geschlechtes sind. Wenn also der Orientale die Geschlechtsverhältnisse der Gottheit verdeutlichen wollte, so stellte er den Baum als männliches, und die Blume als weibliches Princip hin. Juno soll den Mars ohne Beihülfe eines Mannes, bloß durch den Geruch einer Blume empfangen haben. Der indische Liebesgott hat seinen Bogen mit Blumen umwunden, seine Pfeile zieren fünf Blumen. Der Name der Liebesgöttin in Rom war Flora, bei den Gnosiern in Creta: Anthea, was dasselbe bedeutet. In Cypern feierte der Cultus ihr Blumenfeste. (Engel Cyprus II. S. 163.). Ihr Symbol war die Rose, ihre Tochter hieß Rhodus (Rose). Aus der Milch der „lilienarmigen" Here soll die Lilie entstanden sein (Böttiger Id. z. O. II. S. 158 Anm.). Dies war sie aber als Zwiebelgewächs, denn Venus hieß die Zwiebelfrau (vgl. oben S. 166.), weil die Lotusblume durch ihren Kelch das Geburtsorgan vorstellt. Weibliche Mumien fand man in Aegypten in den thebäischen Gräbern mit einem Halsschmuck von blauen Lotusblumen geziert; in einer Grabschrift tröstet Osiris eine verstorbene Frau mit den Worten: „Deine Blume wird sich wieder aufrichten!" (Barthelemy in den Memoires de l'Acad. des Inscr. XXXII. p. 725.). Die jedes Jahr das Aufleben der Natur ankündigende Lotusblume ward deshalb ein Bild der Wiedergeburt. Die ausgebreitete Lotusblume, welche weibliche Figuren in den Grotten von Salsette in Händen haben, erkennt man als Symbol des Uebergangs aus diesem Leben. Nicht nur der Isis war die Lotus heilig, sondern auch der indischen Naturgöttin Sri (Ceres), die davon auch Padma (Lotus) heißt.

Wie der indische Feigenbaum seiner oben beschriebenen Eigenschaft wegen sich vorzugsweise zum Sinnbild der männlichen Kraftäußerung eignet, so

die Lotus vor allen andern Blumen zur Bezeichnung der weiblichen Thätigkeit, und zwar weil der Staubfaden den Phallus verbildlichte, und so die ganze Gestalt den Schöpfungsact darstellt. Aus Wischnus Nabel entspringt der Stiel des Lotus. (Ritter Erdk. As. I. S. 428.). Auf dem Götterberg Meru sitzt Schiwa mit einer Tafel, in deren Mitte die Lotus. (Paullin. Syst. Brahm. p. 103.). Brahma als Weltschöpfer thront auf der Lotusblume (Bohlen Ind. I. S. 194.). Zuweilen sieht man alle drei Götter zugleich in der Lotusblume sitzend. (Paullin. l. c. p. 110.). Bei Montfaucon (Ant. eppl.) findet man die Isis auf der Lotusblume sitzend, und die (phallische) Peitsche in der Hand, um die Dämonen der Unfruchtbarkeit zu verscheuchen.

Wie aber oben von einigen Bäumen nachgewiesen worden, daß sie auch den Gottheiten des Todes geweiht waren, so darf man sich nicht wundern, wenn man die Rose auf Grabsteinen erblickt (Winkelmann II. S. 561.), die „rosenäugige" Rhodope im homerischen Hymnus auf Demeter die Gespielin der Todtengöttin ist, und Proserpine vom Todtengott in dem Moment entführt ward, als sie Veilchen (Prellers Demeter und Persephone S. 80. oder Narcissen (Paus. IX, 31, 9.) zum Kranze wand; daß Narcissus nach dem Schattenreiche (im Sanskrit: narka) heißt, wo Yama (Indiens Pluto δαμαστωρ) herrscht, welcher in dem unter Veilchen gebornen Jamus in der griechischen Mythologie wieder zum Vorschein kommt, aber als Spender von Todtenorakeln: Apollo in der Unterwelt, daher für einen Sohn desselben gehalten. Denselben Sinn hatte es, wenn man das Grab des Hyacinth im Tempel des Apollo zeigte (Paus. III, 2, 19.). Die Blume, wollte man sagen, habe den Gott in das Schattenreich hinabgezogen. Im Todtencultus der Ceres zu Hermione hatte die Hyacinthe des

Veilchens Bedeutung gehabt, angeblich, weil sie mit den Todeszügen des sterbenden Ajas bezeichnet, der Erde entsproßt sein soll. Da aber auch des Ajas Grab in Apollo's Tempel sich befand (Tzetz. Lycophr. 1141.), so begegnet man auch hier einem unterirdischen Gott.

Gleichwie Götter und Menschen aus Stein oder Holz hervorgegangen, so werden sie auch wieder in diese Stoffe verwandelt. Die letzere Metamorphose heischt aber eine doppelte Erklärung. So bezieht sich die Verwandlung des Battus oder des cephalischen Hundes (d. i. des hundsköpfigen Hermes κυνοκεφαλος) in Stein auf den Hundsstern, und weil Sterne Steine sind, so trifft dies Schicksal auch Niobens 7 Wochen- oder 12 Monatskinder (d. h. die Planeten oder Zodiakalgestirne). Die Versteinerung des Atlas und der Medusa hat aber vielleicht einen andern Sinn. Ersterer ist der Götterverächter, seine Mitschuld am Kriege der Titanen, deren Anführer gegen Zeus er war, hatte schon diese Strafe für ihn zur Folge gehabt, daß er Träger des Sternenhimmels geworden; also auf seinen Schultern ruht die Zeit. Durch seine Versteinerung ward er zugleich Repräsentant des Raumes. Die von Gott abgefallenen Geister werden, nach orientalischem Dogma, in die Schranken der Endlichkeit gebannt, sie müssen einen Leib annehmen. Darum hat des Atlas Tochter Atalante, welche nach ihrer Mutter Hesperis, auch die Hesperide war, die aphrodisischen Aepfel zu vergeben, oder von ihrem Liebhaber erhalten. Weil die Speculation der Sünde Sold, die klügelnde Vernunft von Gott abwendet, so mußte auch die „denkende" Meduse sich versteinern, d. h. die büßende Seele eine Reihe von Wanderungen durch die verschiedenen Reiche der Körperwelt beginnen, und folglich zuerst das specifisch körperlichste werden.

Die Versteinerung ist aber auch das natürlichste Bild der Todeskälte. Darum heißt der Todtengott Pluto: Agasthenes, und der „Stein des Nichtlachens," auf welchem Demeter in Eleusis saß, erinnert an Pluto's Beinamen: Agelaus (der Nichtlachende). Sthenelus, d. i. der Steinerne, hieß der Sohn des in den Tartarus gestürzten Capaneus und der Vater der versteinernden Medusa, sie selber, die Gorgone Stheno, die in dem Tartarus weilende Danaide Sthenele, wie auch die Tochter des Acastus hieß, d. i. des sühnenden Pluto februus, denn der Tod ist der Versöhner und Reiniger von allen Sünden. Wollte man unter Sthenele die Demeter in der Unterwelt lediglich in der Bedeutung fassen, als sei sie die zur Winterszeit erstarrte Natur, so müßte man consequent verfahren, und in dem Sthenelus die frostige Wintersonne erkennen.

Hingegen ist die Versteinerung der Riesen, die nicht nur in den griechischen Mythen von Albion und Borgion — Atlas kann aus oben angeführten Gründen nicht in diese Categorie gehören — sondern auch in germanischen, celtischen und scandinavischen Sagen vorkömmt, welche auch weibliche Riesen kennen, aus der Naturanschauung entnommen. Sobald man sich unter Riese eine ungewöhnliche Größe denkt, müssen den Naturvölkern, welchen auch das Steinreich belebt erschien, Berge und Felsen jene Ungethüme gewesen sein. Böses sollten sie verübt haben, wie wären sie sonst so hart bestraft worden? Jacob Grimm (Myth. S. 510.) erzählt von zwei Riesengenossen, die auf neben einander liegenden Bergen hausen und verkehren. Als Felsen brauchen sie Steine zur Waffe. So wirft Polyphem einen Felsen nach Ulysses, und Og, der König von Basan (wenn man dem chaldäischen Paraphrasten zu 4 M. 21, 36. glauben darf) nach Mose. Og, soll dem Thalmud (Nidda)

zufolge schon zur Zeit der Sündflut gelebt haben, und von Noah gerettet worden sein. Da der Berg Hämus ein Sohn Deucalions ist, also auch ein Zeitgenosse der Flut war, so möchte man daraus zu schließen geneigt sein, daß die Sagenerzähler selbst nicht glaubten, alle Berge seien von dem Wasser bedeckt worden; oder sind Wasserriesen, wie Aegäon oder Gyges gemeint? Cöus, Pallas und Typhöus melden sich schon durch ihre Namensbedeutungen als feuerspeiende Berge an; und das unterirdische Tosen derselben erklärt den Namen Polyphems, dessen einziges Auge den Crater vorstellt, und dessen Vater nur deshalb Neptun war, weil Vulcane meist in der Nähe des Meeres angetroffen werden.

Inhalt.

Seite

Vorwort 3

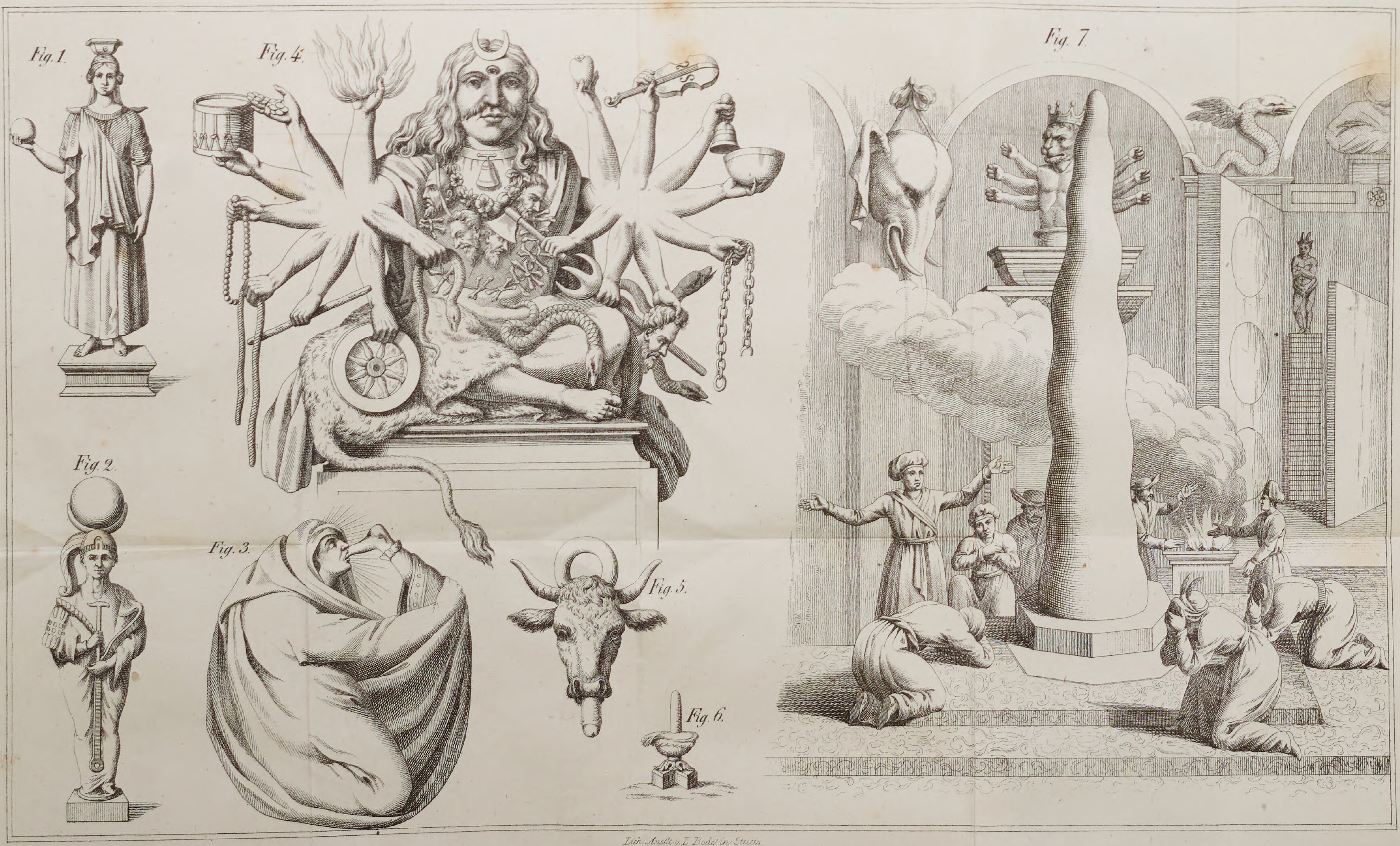
Einleitung 11

Erstes Capitel. Monotheismus ist die älteste Religionsform 215

Zweites Capitel. Das Schöpfungsorgan bildet als passendstes Symbol des Schöpfers in allen Naturreligionen den Mittelpunkt des Cultus 140

Drittes Capitel. Von der Entstehung der Götter und Menschen aus Stein und Holz, und ihrer Verwandlung in diese Materien, nebst einem Excurs über Zweck und Bedeutung der Memnonssäule, Obelisken und Pyramiden 156

Fig. 1.
Fig. 4.
Fig. 7.
Fig. 10.
Fig. 17.
Fig. 16.
Fig. 2.
Fig. 5.
Fig. 8.
Fig. 11.
Fig. 14.
Fig. 6.
Fig. 3.
Fig. 13.
Fig. 15.
Fig. 12.
Fig. 9.



Lith. Anst. v. L. Bode in Stuttg.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohn, Joseph Seligmann,

Populäre Mythologie, oder Götterlehre aller Völker in zehn Theilen mit einer Menge von Abbildungen

Bd.: 1

Stuttgart (1845)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Myth.o.13(1#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11755346-5